

# Pinwand

## Netzwerk Diakoniat der Frau



Rundbrief für Mitglieder und Interessierte

24. Jahrgang

Nr. 45/März 2020

### Liebe Leserinnen und Leser!

Mit dem Synodalen Weg der Deutschen Bischofskonferenz und des Zentralkomitees der deutschen Katholiken möchte die katholische Kirche in Deutschland nicht nur die Missbrauchskrise offen ansprechen und aufarbeiten, wichtig ist den Bischöfen der Synodale Weg vor allem im Hinblick auf die Zukunft der Kirche. In seinem Hirtenbrief zur österlichen Bußzeit greift der Bischof von Rottenburg-Stuttgart, Gebhard Fürst, die Ziele des Synodalen Wegs auf: „Vorrangig wird es [...] darum gehen, Wege zu finden, die Strukturen von Macht und Machtausübung in unserer katholischen Kirche anzuschauen, zu überdenken und neu zu gestalten. Den Getauften – insbesondere den Frauen! – müssen wir die Möglichkeit eröffnen, ihre Charismen noch stärker als bisher einzubringen. **In der Frage nach der Mitwirkung von Frauen werde ich mich deshalb dafür einsetzen, den Diakoniat für Frauen zu öffnen.**“

Lieber Bischof Fürst: Wir sind bereit! In den letzten zwanzig Jahren haben 23 Frauen in zwei Diakonatskreisen die dreijährige Ausbildung „Diakonische Leitungsdienste für Frauen“ absolviert. Ein weiterer Diakonatskreis wird ab September etwa zehn Frauen durch die Leitthemen „Diakonia“, „Martyria“ und „Liturgia“ führen. Diese Frauen bezeugen mit ihrem ganzen Leben die Glaubwürdigkeit der diakonischen Botschaft Jesu – bisher allerdings ohne das diakonische Gesicht unserer Kirche zu repräsentieren. Es geht also nicht allein darum, dass Frauen in der Kirche mitwirken, sondern es geht perspektivisch darum, im diakonischen Gesicht der Kirche durch die Diakoninnen auch die zweite Gesichtshälfte sichtbar zu machen und das weibliche Antlitz der Kirche zu zeigen. Kirche braucht Diakoninnen!

Herzlich, Ihre

### Versand der Pinwand per E-Mail

Aufgrund der in letzter Zeit stark gestiegenen Portokosten und aus ökologischen Gründen folgt der Vorstand der Empfehlung der Mitgliederversammlung: Wir bieten allen, die dies wollen, den **online-Versand der Pinwand** an. Wer dies nicht möchte, erhält nach wie vor die gedruckte Ausgabe der Pinwand.

### Sie schonen die Umwelt und wir sparen Porto!

Wenn Sie in Zukunft die Pinwand digital erhalten möchten, senden Sie bitte eine E-Mail mit dem Betreff „Pinwand per Mail“ an: [netzwerk@diakoniat.de](mailto:netzwerk@diakoniat.de)

### Termine 2020

**Tag der Diakonin** 29. April

**Erstes Wochenende des Dritten Diakonatskreises**

11.–13. September in Waldbreitbach

**Vorstandssitzung**

23./24. Oktober in Rottenburg-Oberndorf

### Konto- und Adressänderungen

#### Dringende Bitte!

Ende März/Anfang April wird wie immer der Mitgliedsbeitrag eingezogen bzw. werden die Beitragsrechnungen versandt. Bitte vergessen Sie nicht, uns Änderungen Ihrer Bankverbindung rechtzeitig mitzuteilen. Bei Fehlbuchungen entstehen dem Netzwerk unnötige Kosten.

Bitte denken Sie auch daran, uns Adressänderungen mitzuteilen. Wenn die Pinwand mit dem Vermerk „Empfänger unbekannt“ zurückkommt, versuchen wir, neue Adressen zu recherchieren. Das kostet die bezahlte Arbeitszeit unserer Mitarbeiterin im Büro. Wenn die Suche erfolglos bleibt, müssen wir zu unserem großen Bedauern den Pinwandversand einstellen.

## Aus dem Vorstand

In seiner konstituierenden Sitzung nach der Mitgliederversammlung am 1./2. November 2019 bestellte der Vorstand einstimmig Irmentraud Kobusch zur Vorsitzenden und Dr. Stefanie Heller zur Kassenwartin.

Anregungen und Wünsche aus der Mitgliederversammlung wurden diskutiert. Es wurde entschieden:

- Das Formular zum Sepa-Lastschriftzug liegt ab sofort in geschlechtergerechter Sprache vor.
- Aus Gründen des Datenschutzes werden auch zukünftig die Namen der diözesanen Ansprechpartnerinnen nicht auf der Webseite veröffentlicht. Kontakte vermittelt das Büro des Netzwerks.

- Die Mitträgerschaft des Netzwerks bei diözesanen Veranstaltungen und die Einbeziehung des Netzwerk-Logos sind grundsätzlich wünschenswert. Dies soll jedoch nur in Absprache mit dem Vorstand geschehen.
- Das Netzwerk wird sich 2021 nicht am 3. Ökumenischen Kirchentag in Frankfurt beteiligen. Der personelle und finanzielle Aufwand steht in keinem Verhältnis zum Nutzen für das Netzwerk. Mit aller Kraft wird sich das Netzwerk dann wieder 2022 beim Katholikentag in Stuttgart engagieren.
- Die Überarbeitung der Webseite wird weiter vorangetrieben.

*Irmentraud Kobusch*

## „Gerecht“ – Tag der Diakonin 2020

*Der Tag der Diakonin steht in diesem Jahr unter der Überschrift: „Gerecht“.*

Im Mittelpunkt soll die Forderung stehen, nicht nachzulassen im Einsatz für Gerechtigkeit. Das meint die gleichberechtigte Teilhabe von Frauen am sakramentalen Dienst des Diakonats genauso wie den diakonischen Einsatz für Gerechtigkeit, besonders gegenüber Frauen weltweit.

Gemeinsamer biblischer Text für alle Gottesdienste ist das Gleichnis von der beharrlichen Witwe, Lk 18,1–8.

Die **zentrale Feier zum Tag der Diakonin**, die auch in diesem Jahr wieder gemeinsam vom Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK), dem Katholischen Deutschen Frauenbund (KDFB) der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd) und dem Netzwerk Diakoniat der Frau verantwortet wird, findet am **29. April 2020** von 17.00 bis 20.00 Uhr in **München** statt in der Kirche St. Bonifaz, die vom Hauptbahnhof bequem zu Fuß zu erreichen ist.

**Alle sind herzlich dazu eingeladen!**

Es wäre schön, wenn möglichst viele Gäste aus dem Netzwerk mit dabei wären.

# GERECHT

## Tag der Diakonin 2020

Mittwoch, 29. April 2020 | München



Die Einladungsflyer liegen dieser Ausgabe der Pinwand bei.

Über die Angebote **dezentraler Feiern**, die von vielen Gruppierungen, insbesondere den beiden Frauenverbänden KDFB und kfd angeboten werden, informieren Sie sich bitte vor Ort.

Die beiden Frauenverbände erarbeiten wieder ein gemeinsames Gottesdienstmodell, das rechtzeitig online zur Verfügung gestellt wird.

*Irmentraud Kobusch*

## Die Sakramentalität des kirchlichen Amtes – eine Herausforderung in unserer Zeit

*Die Tagung des Netzwerks Diakoniat der Frau, die am 13./14. September 2019 im Zusammenhang mit der Mitgliederversammlung durchgeführt wurde, stand unter der Überschrift „Die Sakramentalität des kirchlichen Amtes – eine Herausforderung in unserer Zeit.“*

In ihrer **Einführung in die Tagung** umriss die Vorsitzende des Netzwerks, Irmentraud Kobusch, die Fragestellung, die angesichts der Entwicklung, dass immer mehr pastorale Aufgaben aus dem Weiheamt ausgelagert werden, von höchster Aktualität sei. Sie fragte: Welche Konsequenzen hat diese Entwicklung für das Verständnis des sakramentalen Amtes? Muss nicht amtliches Handeln der sakramentalen Grundstruktur der Kirche entsprechen?

In seinem Abendvortrag nahm der Münsteraner Dogmatiker **Prof. Dr. Michael Seewald** eine **begriffliche Bestimmung** vor. Sakramentalität sei ein Prinzip christlicher Weltdeutung und kirchlicher Sozialgestaltung, das auf zwei Grundannahmen fuße: Gott wird Mensch und bleibt doch Gott. Gottesbegegnung im christlichen Sinne werde also menschlich in Gestalt von Worten und Taten vermittelt, wobei Gott dennoch von dieser Vermittlung unterschieden bleibe. Sakramentalität bezeichne die Unerlässlichkeit der menschlichen Vermittlung Gottes in der Geschichte bei gleichzeitiger Notwendigkeit, zwischen Gott und seiner anthropogenen, geschichtlichen Vermittlung streng zu unterscheiden. Kirche sei mit ihrem sakramentalen Auftrag, Zeichen und Werkzeug Christi zu sein, nie fertig. Dieses Zeichen erreiche sein Ziel erst, wenn es verstanden werde. Er stellte fest: „Das Amt gehört unerlässlich zum Sein der Kirche. Und dieses Amt muss sakramental strukturiert sein.“ Daher plädierte er für einen nicht beliebigen, wohl aber dynamischen Begriff von Sakramentalität.

Der emeritierte Tübinger Dogmatiker **Prof. Dr. Peter Hünemann** entwickelte einen **neuen Zugang zur Begründung des sakramentalen Amtes** über einen auf Jesus Christus bezogenen Begriff von Kirche als Institution. Er forderte: „Kirche als Institution muss sich verändern, muss hineinwirken in das tägliche Leben, in die Pastoral.“ Im jeweiligen kulturellen Kontext stelle sich die Frage nach der Funktionalität des Amtes je unterschiedlich.

Auf der Grundlage dieser theologischen Verge-wisserung wurden **Erfahrungen aus der Praxis** eingeholt. Unter der Überschrift „**Macht die Weihe einen Unterschied?**“ wurden Msgr. Paul Hilde-

brand, Hauptabteilungsleiter Pastorales Personal der Diözese Rottenburg-Stuttgart, die Langener Pastoralreferentin und Klinikseelsorgerin Claudia Hesping, Diakon Andreas Debus aus Lorsch und die Missionsärztliche Schwester Dr. Maria Goetzens aus Frankfurt befragt. Ihre nachdenklichen Antworten fielen unterschiedlich aus und gaben die Möglichkeit zu lebhafter Diskussion.

In **Workshops** wurde die Fragestellung konkretisiert und zuge-spitzt: Was würde sich durch die Weihe von Frauen zu Diakoninnen

ändern – für die Kirche, für die Menschen und die pastoral Handelnden selbst?

Die **zusammen getragenen Problemanzei-gen und Erfahrungen** waren bedrückend: Diako-nische Themen und Erfahrungen bleiben am Rand; diakonische Tätigkeit geschieht in der Nische; Abhängigkeit von der individuellen Meinung der Gemeindeleitung, Handlungsspielräume hängen davon ab, was die „vorgesetzten“ Personen zulassen; kein Vertrauen, keine Unterstützung, kein Raum, kein Geld, keine Werbung; Aushöh-lung der klassischen Sakramente (Veränderung Nottaufe, Veränderung Krankensalbung, Verän-derung Beichte, statt Eucharistiefiern Wortgot-tesdienste mit Kommunionausteilung); das Ver-ständnis für Sakramente nimmt ab, das Bedürfnis nach Seelsorge nimmt zu; das ganze „TUN“ der Frauen wird von Männern nicht ausreichend re-präsentiert.

Erwartungen und Hoffnungen auf Veränderung durch die Weihe von Frauen zu Diakoninnen wurden deutlich ausgesprochen: Legitimation des diakonischen Handelns von Frauen durch Han-deln im Namen und Auftrag der Kirche; Sicherheit im TUN; „Schutzmantel“ durch das Amt; Handeln



**Prof. Dr. Peter Hünemann** entwickelte bei seinem Vortrag einen neuen Zugang zur Begründung des sakramentalen Amtes über einen auf Jesus Christus bezogenen Begriff von Kirche als Institution.

## Bericht von der Netzwerk-Tagung und Mitgliederversammlung 2019

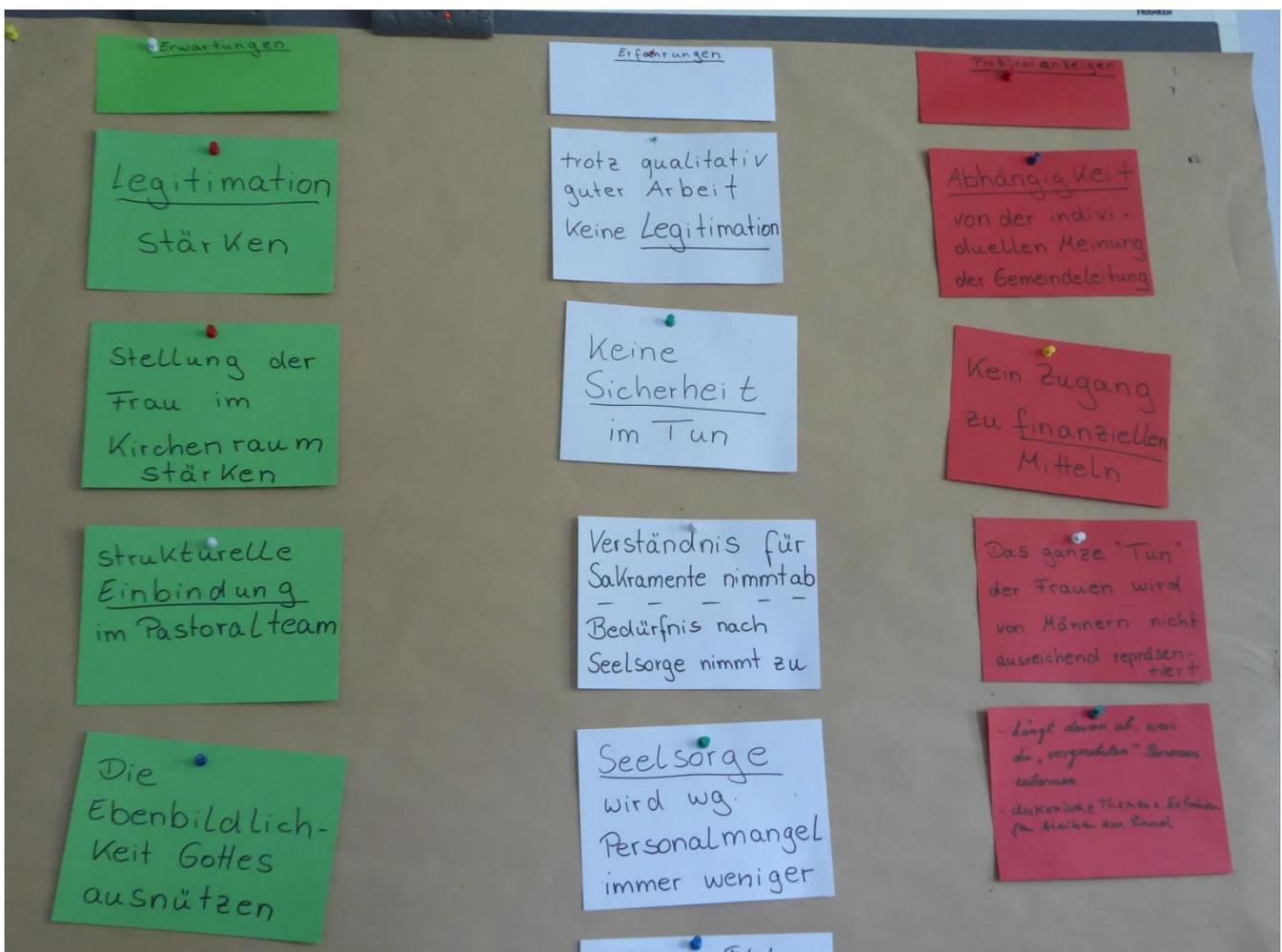
von Frauen als diakonischer Leitungsdienst erkennbar; Anerkennung der Berufung von Frauen; die Gottebenbildlichkeit von Frauen auch im Amt sichtbar machen; den Frauen die volle Würde geben, Einhaltung der Menschenrechte, Gleichberechtigung; Glaubwürdigkeit der Kirche; die Menschen wünschen sich Frauen als Diakoninnen; viele Bereiche, in denen Frauen als Diakoninnen gebraucht werden.

Im **abschließenden Rundgespräch** wurde die Tagung als heilsame Selbstvergewisserung gewürdigt. Es wurden **grundsätzliche Fragen** deutlich: Die Aufforderung „mach einfach, auch ohne

Weihe“ ist eine pragmatische, pastoral gerechtfertigte Antwort auf die aktuellen Herausforderungen, stellt aber die sakramentale Grundstruktur der Kirche in Frage. Im Verhältnis von Hauptamtlichkeit und Ehrenamtlichkeit spielen Machtfragen eine wichtige Rolle. Am Selbstbild und am Rollenbild von Diakonen und Diakoninnen sollte gemeinsam von Männern und Frauen gearbeitet werden.

Eindeutig war die **Ermutung**, in der Forderung nach dem sakramentalen Diakoniat der Frau nicht nachzulassen.

*Irmentraud Kobusch*



In den Workshops der Tagung des Netzwerks beschäftigten sich die Teilnehmer\*innen mit der Frage, was sich durch die Weihe von Frauen zu Diakoninnen ändern würde – für die Kirche, für die Menschen und die pastoral Handelnden selbst. Visualisiert wurden Erwartungen, konkrete Erfahrungen und Problemanzeigen:

**Erwartungen:** Legitimation stärken | Stellung der Frau im Kirchenraum stärken | strukturelle Einbindung im Pastoralteam | die Ebenbildlichkeit Gottes ausnützen ...

**Erfahrungen:** trotz qualitativ guter Arbeit keine Legitimation | keine Sicherheit im Tun | Verständnis für Sakramente nimmt ab, Bedürfnis nach Seelsorge nimmt zu | Seelsorge wird wegen Personalmangel immer weniger ...

**Probleme:** Abhängigkeit von der individuellen Meinung der Gemeindeleitung | kein Zugang zu finanziellen Mitteln | das ganze „Tun“ der Frauen wird von Männern nicht ausreichend repräsentiert | hängt davon ab, was die „vorgesetzten“ Personen zulassen | diakonische Themen und Erfahrungen bleiben am Rand ...



Die Teilnehmer\*innen der Mitgliederversammlung und Tagung des Netzwerks im September 2019 nehmen die Impulse, Erfahrungsberichte und theologisch fundierten Vorträge konzentriert auf.

### Die Weihe macht den Unterschied?!

Im Rahmen der Tagung zur Sakramentalität des kirchlichen Amtes gaben unter anderem Claudia Hespig, Pastoralreferentin und Klinikseelsorgerin im Bistum Mainz, und die Missionsärztliche Schwester Dr. Maria Goetzens, ihre Einschätzung zu der Frage ab, ob sich diakonisches Wirken ohne Weihe vom diakonischen Handeln mit Weihe unterscheidet.

#### Claudia Hespig: Erfahrungen aus der Klinikseelsorge

Sie haben mich als Klinikseelsorgerin eingeladen, um von meinen Erfahrungen zu berichten und Stellung zu beziehen zu der Frage: Was wäre anders durch die Weihe?

Ich möchte die Frage zunächst einmal gedanklich weitergeben an die Menschen, die in meiner Klinik, in der Asklepiosklinik Langen, 15 km südlich von Frankfurt, also mitten im Rhein-Main-Gebiet, arbeiten.

Was würden der Krankenpfleger, die Stationsärztin, die Pflegedienstleiterin oder der Geschäftsführer antworten? Ich glaube, sie würden die Frage überhaupt nicht verstehen. Ein Krankenhaus ist ein säkularer Ort, mir begegnen dort Menschen aller Kulturen, Sprachen, sozialen Schichten, Religionen und Spiritualitäten. Konfes-

sionelle Fragen oder Fragen der Binnenstrukturen der katholischen Kirche, wie es die nach dem Diakoniat ist, sind so fremd, dass sie nicht verstanden werden. Ich bin froh, wenn die Mitarbeitenden mich als Seelsorgerin kennen und einbeziehen, und ich muss einiges dafür tun, dass dies so ist. Seelsorgerin sein ist im Moment meist noch ein kirchlicher Beruf – aber je mehr die Medizin und die Akteure im Gesundheitswesen Spiritual Care entdecken, werden auch andere, nicht-kirchliche Seelsorgerinnen und Seelsorger unterwegs sein.

Der zweite Blick ist der auf die Patientinnen, Patienten und Angehörigen, und ich muss sagen: Auch hier ist die Frage der beruflichen Rolle oder des Auftrages oder Amtes nicht von Interesse.

Wenn ich von Zimmer zu Zimmer unterwegs bin (und das bin ich, weil ich ja nicht nur die Christen/Katholiken/Kirchenmitglieder aufsuche), begegne ich vielen verschiedenen Menschen. Ich stelle mich nicht als Pastoralreferentin vor (das versteht wieder niemand), sondern als Seelsorgerin oder als katholische Seelsorgerin. Oft werde ich dann ganz selbstverständlich für eine Ehrenamtliche gehalten oder für die evangelische Pfarrerin. Manchmal sagt auch jemand: Oh, das ist ja schön, dass es jetzt auch in der katholischen Kirche Pfarrerinnen gibt. Das muss ich dann leider immer etwas korrigieren. Also auch aus der Sicht vieler Patientinnen und Patienten: Nicht die Rolle ist relevant, sondern der konkrete Mensch. Eine Ausnahme ist es dort, wo es um die Rituale am Ende des Lebens geht. Dazu kann ich später noch etwas sagen.

Würde eine Weihe also einen Unterschied machen?

**Meine erste Antwort ist: NEIN. Die Frage ist nicht relevant.**

Wenn ich in ein Zimmer und zu einem Menschen komme, entscheidet sich in den ersten Momenten, ob es zu einem Gespräch kommt. Ich bin manchmal erstaunt, wie oft Menschen dafür offen und dankbar sind. Wenn ich mich als Seelsorgerin vorstelle, ist das wie ein Signal, ein Türöffner, der sagt: jetzt kann es um etwas anderes gehen als um medizinische und pflegerische Fragen, jetzt bist du nicht mehr fragmentiert in Körperbereiche, Diagnosen, Therapien, sondern es geht um dich, als ganzen Mensch, der du mehr bist als jetzt und hier, krank, im Flügelhemdchen. Seelsorge lädt ein, ins Gespräch zu kommen – fragend, klagend, dankend, suchend nach dem Größeren dahinter.

Vor einigen Jahren war eine ältere Dame immer wieder bei uns im Krankenhaus. Sie stammte aus dem Hamburger Raum und sie begrüßte mich immer als Pastorin, als Frau Pastor. Ich sagte ihr natürlich, dass ich nicht evangelisch und keine Pastorin bin, doch sie kümmerte sich nicht darum. Einmal sagte sie zu mir: „Ich weiß doch, dass Sie keine Pastorin sind, aber mir tut es so gut, wenn ich das zu Ihnen sagen kann“. Mir tut es gut, wenn ich das zu Ihnen sagen kann ... Ich deute: Dass Sie hier zu mir kommen als eine Pastorin, das hilft mir, zu mir selbst zu kommen und zu dem, in dessen Namen wir uns hier begegnen. Dass du mir Pastorin bist, gestaltet den Begegnungsraum, weitet ihn, vom Dialog

zum Dialog, macht deutlich, dass es um das Geheimnis des Lebens geht. Eine Pastorin hat mit Gott zu tun – ihr Amt mit Sakramentalität.

**Meine zweite Antwort ist also: JA, es macht einen Unterschied. Auch wenn ich ihn vielleicht nicht ganz fassen kann.**

Eine dritte Antwort möchte ich noch geben. Eine wichtige Haltung in den Gesprächen mit Patientinnen und Patienten ist die der Begegnung auf Augenhöhe. Ich interessiere mich für den Menschen, der mir gegenüber ist. Ich versuche, präsent zu sein – offen, aufmerksam. Ich enthalte mich meines scheinbaren Wissens über die Situation, des „das kenne ich“, ich weiß nicht schon um das, was mein Gegenüber braucht. Es leitet mich die jesuanische Frage: „Was willst du, das ich dir tun soll?“ Ich habe die Überzeugung, dass jeder Mensch in seinem Inneren um das weiß, was ihm hilft und Kraft gibt in der Krise, dass ich nur begleiten kann und helfen, diese innere Kraft wieder zu finden oder ihr wieder zu vertrauen.

Für mich ist diese Haltung eine diakonische Haltung. Anders gesagt: Ein großer Teil meines Dienstes als Klinikseelsorgerin ist ein diakonischer Dienst. Und: Ein anderer großer Teil ist ein priesterlicher Dienst.

Was würde sich also für mich ändern mit der Weihe? Wenn ich als Diakonin in der Klinik wäre, wäre das für mich eine größere Klarheit in meinem Dienst, in meinem Auftrag. Ich müsste manches nicht erst situativ besprechen, verdeutlichen, klären; es würde manchem Tun vielleicht mehr Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit geben. Es würde, so vermute ich, meine Identität stärken.

Ich habe die Frage nach der Sterbebegleitung vorhin schon einmal kurz angedeutet. Angehörige oder Sterbende fragen dann nach dem kirchlichen Segen oder nach dem Pfarrer. Viele erinnern sich ... da war doch etwas, aber sie können selbst gar nicht (mehr) genau ausdrücken, welches Ritual sie wünschen. Ich habe dann die Aufgabe, herauszufinden, ob die Menschen eine Krankensalbung wünschen. Die Krankensalbung darf nur ein Priester (auch kein Diakon!) spenden, also suche ich nach einem Priester, der meist kurzfristig kommen soll. Sie ahnen, das ist jetzt schon nicht einfach und wird es zukünftig noch weniger sein. In vielen Krankenhäusern wird die Seelsorge von Pastoral- oder Gemeindefereht\*innen verantwortet. Kolleginnen und Kollegen in der Diözese Rottenburg-Stuttgart haben einen

Sterbesegeen entwickelt, ein sehr schön gestaltetes Ritual, das auch von Nicht-Priestern gefeiert werden kann. Viele Bistümer haben diese Idee aufgegriffen. Man könnte auch sagen: Aus der Not heraus ist ein neues Zeichen der Nähe Gottes, ein Sakrament „erfunden“ worden. Das ist ein möglicher Weg.

Ein anderer Weg wäre, dafür zu sorgen, dass in den Gemeinden und in den Krankenhäusern so oft Eucharistie gefeiert werden kann, wie es die

Menschen wollen, und dass Kranke gesalbt und Sterbende gesegnet werden, wie die Menschen es brauchen.

Weil die Menschen uns brauchen – ist es an der Zeit, dass Frauen das Amt der Diakonin und der Priesterin ausüben dürfen. Die Kirche kann auf die Charismen von Frauen nicht länger verzichten.

*Claudia Hespig, Pastoralreferentin und  
Klinikseelsorgerin im Bistum Mainz*

### Sr. Dr. Maria Goetzens, MMS (Missionsärztliche Schwestern): Erfahrungen einer Ordensfrau

Macht die Weihe einen Unterschied – diesem spannenden Thema möchte ich mich gerne kurz aus drei Blickwinkeln nähern:

*1. Aus der Perspektive einer Allgemeinmedizinerin in der Elisabeth-Straßenambulanz in Frankfurt:* Vor 25 Jahren gab es für Obdachlose und Menschen in Wohnungsnot kein regelhaftes medizinisches Angebot. Dass jene, die oft jahrelang schon sich selbst überlassen, am Rand der Gesellschaft lebten, krank waren, dass es vielleicht einen Zusammenhang zwischen Armut und Krankheit gibt, war nicht im Bewusstsein von Stadt, Gesellschaft und Kirche. Es waren aufmerksame Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter, die sahen, dass ihre Klienten und Klientinnen „dicke Beine“ hatten, Wunden am Körper trugen und oft in einem erbarmungswürdigen Zustand waren. – Ich war damals als junge Ärztin auf der Suche nach den „wirklich Armen oder arm Gemachten“, nach denen, die nirgends ankommen können, oder die die Ambulanz im Krankenhaus schnell wieder verlassen oder verlassen müssen.

So begann mein ehrenamtliches Engagement als Ärztin im Caritasverband Frankfurt, aus dem 1996 ein „Hauptamt“ (ohne Weihe und Würden) wurde und in dem ich bis heute immer noch gerne mit Freuden tätig bin. In erster Linie geht es in der Elisabeth-Straßenambulanz um „Heilung“: Wunden verbinden, verwahrloste Körper berühren, Lebensgeschichten und Schicksalsschläge hören, der Sucht und Sehnsucht nach Liebe, Beheimatung und Annahme Raum geben. Oft ist der erste Schritt „Gehör zu schenken“. Dies ist manchmal auch die einzige Möglichkeit bei den vielen Kranken und Verwirrten auf der Straße. Es bleibt die Herausforderung, professionelle Hilfe (nicht „Second Class Medizin“), ärztlich-pflegerische Behandlung oder auch Medikamente anzubieten.

Die Caritas mit ihrem Motto: „Not sehen und handeln“ bietet mir dazu als Ort und Organisation gelebter Diakonie einen guten Rahmen. „Handeln“ bedeutet, diesen Menschen, den Stummen, Ungeliebten, Störenfriede am Rande in Gesellschaft und Kirche eine Stimme zu geben. Es bedeutet: Zusammenhänge verstehen lernen, erklären und Missstände aufdecken (z.B. Zugangsbarrieren). Und schließlich: gemeinsam mit anderen auf Veränderung hinwirken.

Macht hier die Weihe einen Unterschied? – Sicher nicht in der Tat (in dem, was ich tue) und im politischen Engagement – vielleicht aber in der Bedeutung eines „Kirchortes Elisabeth-Straßenambulanz“.

#### *2. Mit den Augen der Ordensfrau, als Missionsärztliche Schwester*

Anna Dengel, die Gründerin der Missionsärztlichen Schwestern, denen ich mich 1983 angeschlossen habe, sagt: „Schätze das Gute im Anderen und mache es Dir zu eigen“. Wenn ich mit diesem Blick den kranken Wohnungslosen begegne, kann es mir gelingen, das Gute, das oft verborgene Potenzial in jedem/jeder und allen Situationen zu suchen und zu finden. „Heilende Präsenz im Herzen einer verwundeten Welt leben“ mitten im Alltag der Elisabeth-Straßenambulanz wird für mich so zu einer lebendigen, vom Leben geschriebenen Übersetzung des Evangeliums.

Die Menschen, die mir dort begegnen und denen ich so begegne, fragen mich indirekt an:

– Bist du bereit, wie Jesus, einfach dabei zu sein und dran zu bleiben, den langen, liebenden Blick zu wagen, bis das Wesentliche des Menschseins auch in uns durchschimmert?

– Bin ich dir wertvoll genug, dass Du für mich, wie Jesus, für mein Recht auf Leben, auf Zugang zum Gesundheitssystem, bezahlbaren Wohn-

raum oder schlicht einen menschenwürdigen Schlafplatz eintrittst?

– Wirst Du aufgrund meiner Notlage Barrieren überwinden, Kreativität und Hoffnungskraft einsetzen und gemeinsam mit andern für die Nöte von Geflüchteten, psychisch Kranken, Obdachlosen und Migrant\*innen Wege des Heils und der Heilung finden?

Macht hier die Weihe einen Unterschied? – Für mich nicht und für die sich mir Anvertrauenden vielleicht auch nicht. Entscheidend für eine „heilende Beziehung“ ist nicht meine Ordensberufung/mein Missionsärztliche-Schwester-Sein und ich denke auch nicht eine Weihe zur Diakonin. Entscheidend ist das Sein als Mensch, um einander von Mensch zu Mensch zu begegnen und im anderen Gott zu entdecken.

Aber ... vielleicht macht die Weihe doch einen Unterschied: Ich weiß aus Erfahrung: Heilende Beziehung, authentische Begegnung auf Augenhöhe, in der Berührbarkeit der Herzen verändert. Diakoninnen und Diakone, die so den Armen unserer Zeit begegnen, die sich aus dieser Begegnung heraus verändern lassen, werden vom Leben her die Botschaft Gottes „verkünden“. Meine Hoffnung ist, dass sie innerkirchlich dieje-

nigen sind, die Brücken bauen, Mut machen und Wege eröffnen zu einer glaubwürdigen Kirche der Armen ...

**3. Mit Blick auf den „verwundeten Heiler“ – Jesus**  
Für mich ist Jesus, „der verwundete Heiler“, Lehrer, Vorbild, Freund und Wegbegleiter. ER ist es, der mich erfahren lässt: „Heilung beginnt bei Dir selbst, es gibt kein unverletztes Leben, ohne Liebe zum Leben keine Heilung“. Ihm auf der Spur bleibend in der Begegnung mit kranken obdachlosen Menschen entdeckte ich, was im Leben wirklich zählt: Deus Caritas est!

**Macht hier die Weihe einen Unterschied?** – Es bedarf für mich keines kirchlichen Amtes, um in der Fußwaschung und Behandlung der offenen Beine eines Obdachlosen Gottesdienst und Wandlung und Demut zu erfahren. Aber vielleicht könnte mit dem Diakonat von Frauen und Männern im Heildienst an den Kranken und Ärmsten in Kirche und Gesellschaft die Botschaft von „Gottes bedingungsloser Liebe“ noch glaubwürdiger verkündet und auf neue Weisen übersetzt werden.

Sr. Dr. Maria Goetzens, MMS

## Startschuss für den Dritten Diakonatskreis

*Im Rahmen seiner Mitgliederversammlung gab das Netzwerk am 14. September 2019 nach sorgfältiger Vorbereitung in Heppenheim den offiziellen Startschuss für den lang geplanten dritten Diakonatskreis.*

Ein hoffnungsvoller, freudig bewegter Augenblick genau zwanzig Jahre nach Beginn des ersten Diakonatskreises und in Anwesenheit mehrerer Absolventinnen der beiden vorausgegangenen Diakonatskreise.

Es fügte sich, dass es obendrein das gleiche Wochenende war, an dem in Fulda von der erweiterten Gemeinsamen Konferenz von Deutscher Bischofskonferenz und Zentralkomitee der deutschen Katholiken über den Synodalen Weg und das Forum „Frauen in Diensten und Ämtern der Kirche“ beraten wurde.

So konnte das Netzwerk unmittelbar deutlich machen, dass es mit dem dritten Diakonatskreis einen positiven, konstruktiven Beitrag zur dringend notwendigen diakonischen und geschlechtergerechten Erneuerung der Kirche leisten will und dass es einen Weg eröffnen will, Frustration und Ärger an der Kirche in Stärke und innovative Kraft zu verwandeln

Der Diakonatskreis ist angelegt als Fortbildung „Diakonische Leitungsdienste für Frauen“. Die Ausschreibung als Fortbildung gibt dem Netzwerk die Möglichkeit, Kompetenzen und Kenntnisse zu vermitteln, die generell zur Wahrnehmung diakonischer Leitungsaufgaben an unterschiedlichen Orten von Kirche befähigen und so den Absolventinnen eine Teilnahmebescheinigung auszustellen, die vielfältig zu verwenden ist.

Mittelpunkt, gleichsam Herzstück des Kurses ist jedoch die Einladung, einen geistlichen Weg in der Nachfolge Jesu Christi zu gehen und der eigenen Berufung zur Diakonin nachzuspüren.

Die Fortbildung richtet sich an Frauen, die sich diakonisch engagieren und die in unserer Kirche ihre Wurzel und Heimat haben und auch behalten wollen.

Mit der Fortbildung soll also ein Diakonatskreis ermöglicht werden,

## Bericht von der Netzwerk-Tagung und Mitgliederversammlung 2019

- der Frauen Kompetenzen vermittelt, die sie zur Leitung und Organisation von diakonischen Projekten an unterschiedlichen Orten von Kirche befähigen,
- der die diakonische Dimension der Kirche stärkt und sichtbar macht,
- der es den Teilnehmerinnen ermöglicht, ihre verspürte Berufung zum Amt der Diakonin zu prüfen, sie zu leben und dabei zu lernen, mit der Spannung umzugehen, dass diese Berufung derzeit nicht zur Weihe zur Diakonin führt,
- der verdeutlicht, wie eine zukunftsfähige Gestalt des Diakonats der Frauen aussehen könnte und was der Diakonatskreis der Frau für die Kirche bedeuten würde,
- der ein Zeichen in der Kirche setzt.

Ganz wichtig ist es dem Netzwerk, immer wieder klar zu stellen:

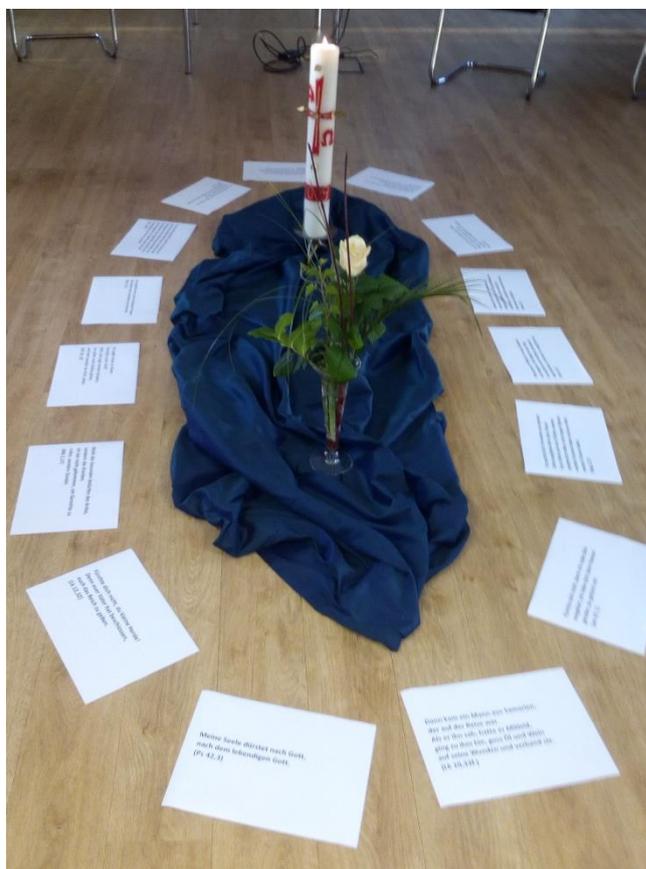
- Die Fortbildung ist nicht berufsqualifizierend im Sinne einer offiziell anerkannten beruflichen Ausbildung. Eine grundsätzliche Vergleichbarkeit mit Diakonatskreisen für Männer ist jedoch angestrebt.
- Mit der Teilnahme an der Fortbildung wird keinerlei Anspruch auf eine wie auch immer geartete Anstellung erworben.
- Der Kurs bewegt sich im Rahmen des kirchenrechtlich Möglichen.
- Er setzt Schwerpunkte im diakonischen Bereich, im Erleben frauengerechter Spiritualität und in der Auseinandersetzung mit der Spannung von Visionen und Realität.

Der Diakonatskreis wird, wie die beiden früheren, über drei Jahre gehen und an den drei Grundvollzügen kirchlichen Handelns ausgerichtet sein. Diakonia im ersten Jahr, Martyria im zweiten Jahr, Liturgia im dritten Jahr. Sechs gemeinsame Kurswochenenden pro Jahr mit Reflexion, geistlichen Elementen und einem Studienteil mit externen Referent\*innen. Ein wichtiger Bestandteil wird die Arbeit in einem diakonischen Praxisfeld vor Ort sein. Jährlich wird es Gruppenexerzitien geben. Alles in allem ein herausfordernder und anspruchsvoller Weg, auf den sich die Teilnehmerinnen einlassen werden.

Die Teilnehmerinnen kommen selbst für ihre Reisekosten, Unterkunft und Verpflegung auf. Die bewusst niedrig gehaltene Teilnahmegebühr von 50,00 € pro Wochenende deckt die Kosten für die Durchführung des Kurses bei weitem nicht. Unterkunft, Reisekosten und Honorare für Leitung,

Geistliche Begleitung und externe Referent\*innen müssen vom Netzwerk finanziert werden.

Das Netzwerk ist sehr dankbar, dass auch dieser Diakonatskreis wieder in Waldbreitbach stattfinden kann und in großartiger Weise von den Waldbreitbacher Franziskanerinnen unterstützt und gefördert wird.



*Gestaltete Mitte beim Informationstag für den Diakonatskreis*

Am 9. November 2019 fand in Waldbreitbach ein gut besuchter Informationstag für Interessentinnen statt, der von Dr. Dorothea Reiningger und Irmentraud Kobusch geleitet wurde. Eine sehr bewegende und intensive Vorstellungsrunde diente einem ersten Kennenlernen. Die Teilnehmerinnen konnten sich ein Wort aus der Hl. Schrift auswählen und sich davon ausgehend vorstellen. Ausführlich wurde den Interessentinnen der Kurs, sein Ablauf und das Curriculum vorgestellt. Es gab Raum für Fragen, Hoffnungen und Unsicherheiten.

Inzwischen ist die Bewerbungsfrist abgelaufen und das Bewerbungsverfahren in vollem Gang.

Alles spricht dafür, dass der dritte Diakonatskreis zustande kommen wird.

Das erste Kurswochenende wird vom 11. bis 13. September 2020 stattfinden.

*Irmentraud Kobusch*

### Spenden für den Dritten Diakonatskreis

Zur Durchführung des Dritten Diakonatskreises ist das Netzwerk dringend auf finanzielle Unterstützung und Spenden angewiesen!

Sie können uns zum Beispiel unterstützen

- durch Ihre Spende
- durch die Kollekte in einem Gottesdienst
- durch die Übernahme einer Patenschaft für ein Wochenende Ihrer Wahl
- durch ...

### Setzen Sie durch Ihre Spende ein Zeichen!

Das Netzwerk ist vom Finanzamt Köln als gemeinnützig anerkannt.  
Ihre Spende ist steuerlich absetzbar.



*Teilnehmerinnen der Mitgliederversammlung, Vorstand und Mitglieder des Ersten und Zweiten Diakonatskreises stoßen auf das 20-jährige Jubiläum des Ersten Diakonatskreises an.*

## Der gute Hirte

### Predigt in der Eucharistiefeier während der Mitgliederversammlung

Der gute Hirte lässt 99 Schafe zurück und sucht das verlorene Schaf, bis er es findet. Dann trägt er es voller Freude auf seinen Schultern nach Hause. – Dieses Gleichnis ist uns sehr vertraut: Wir sehen ein kleines junges Schaf vor uns, das alleine in unwegsamem Gelände herumirrt und verzweifelt den Weg zurück zu seiner Herde sucht. Und gleichzeitig einen Hirten, der sich mit all seiner Energie und Ausdauer auf die Suche nach dem verlorenen Schaf macht. So sucht Gott jede und jeden Einzelnen von uns, wenn wir vom richtigen Weg abkommen, wenn wir auf Abwegen unterwegs sind. Jede und jeder einzelne von uns ist wichtig und wertvoll für ihn.

Jesus hat uns dazu aufgerufen ihm nachzufolgen, seine Botschaft weiterzugeben, so zu handeln, wie er es uns gezeigt hat, und damit ist es auch unsere Aufgabe, nach dem verlorenen Schaf zu suchen. Das Gleichnis vom verlorenen Schaf knüpft bei der Lebenserfahrung der jüdischen Hirten zur Zeit Jesu an. – Welches Gleichnis würde Jesus uns heute erzählen? Wo finden wir heute in unserem Leben, in unserer Zeit vergleichbare Erfahrungen? Wo habe ich Vergleichbares erlebt? Und hat sich dabei im Unterschied zu damals etwas verändert?

Ich habe mehrere Jahre als Stationsärztin in der Geriatrie gearbeitet und hierbei ein paar Mal

erlebt, dass demente Patienten, die sich in der neuen Umgebung im Krankenhaus nicht zurechtfinden, irgendwie nach Hause wollten und es geschafft haben wegzulaufen, ohne dass es die Schwestern gemerkt haben. Der Schrecken war zunächst groß, wenn es bemerkt wurde, und wir haben dann so schnell wie möglich miteinander, mit jedem, der gerade nicht unbedingt auf Station gebraucht wurde, egal ob Praktikant, Krankenschwester oder Arzt, im Team zusammen nach dem vermissten Patienten gesucht – und ihn auch immer gefunden und gut zurückgebracht. Gemeinsam haben wir, so viele Mitarbeiter, wie verfügbar waren, nach unserem Vermissten gesucht, und uns riesig gefreut, wenn er glücklich gefunden war.

Ich möchte jetzt versuchen, dieses Gleichnis heutiger Erfahrung auf die Kirche in unserer Zeit übertragen. Sollten wir in der Kirche nicht auch im Team zusammenarbeiten und uns gemeinsam auf die Suche nach den vielen Schafen, die verloren gehen, machen? Sollten wir nicht zusammen, Männer und Frauen gleichberechtigt, nach den verlorenen Schafen suchen, denn das ist doch unsere gemeinsame Berufung und Aufgabe, dazu sind wir alle zusammen von Christus Jesus gesandt und beauftragt.

Stefanie Heller

## Gebet am Schluss der Mitgliederversammlung

### Abwoon d'bwashmaya – Das Gebet Jesu, frei nach dem aramäischen Urtext

*Das Gebet wurde angeregt durch eine Predigt von Sigrid Haas zum Vaterunser im Blog [www.kath-frauenpredigten.de](http://www.kath-frauenpredigten.de) und den darin angeführten Gebetstexten von Neil Douglas-Klotz.*

*„Abwoon“ ist die liebevolle Anrede einer vertrauten Person, seien es Vater, Mutter, Tochter, Sohn, Bruder, Schwester, vor allem in der Familie, aber auch über sie hinaus. Außerdem hat das Wort noch die Bedeutung: „atmendendes Leben in allem“.*

DU, unser Schatz von zärtlich-schöpferischer Strahlkraft,  
atmendendes Leben in uns und allem, das uns bewegt.

Dein Name, Dein Klang heilt uns, macht uns froh.

Dein Wohl schaffendes Gutsein erfülle unser Herz.

Unsere Macht zu handeln verbinde sich mit Deiner.

Gib uns die Nahrung für Leib, Seele und Geist,  
die wir täglich brauchen, um zu wachsen, zu reifen und gute Früchte zu bringen.

Löse die Fesseln, die uns am wahren Leben hindern,  
wie auch wir bereit sind umzukehren und uns nicht zu binden an die Schuld anderer.

Steh uns bei in der Versuchung und ermutige uns zum Guten,  
bis wir unser Lebensziel erreichen in Dir.

Denn du bist die Quelle des Lebens in Fülle, du schenkst uns Kraft und Trost, Jubel und Glanz  
jetzt und in Ewigkeit. Amen

Angela Repka

## 20 Jahre nach dem Beginn des Ersten Diakonatskreises für Frauen

Im Anschluss an die Mitgliederversammlung feierte das Netzwerk den Start des Ersten Diakonatskreises vor genau 20 Jahren. Vorstandsmitglied und Absolventin des Ersten Diakonatskreises Hannelore Illchmann hielt eine kleine Rede:

20 Jahre – ein langer Lebensabschnitt – so lange ist es her, seit wir uns zu unserem ersten gemeinsamen Wochenende im Diakonatskreis für Frauen trafen und uns auf den Weg zum Diakonats der Frau machten.

20 Jahre – ein langer Lebensabschnitt, in dem sich manches ereignet: Vorhersehbares und Geplantes aber auch viel Unvorhersehbares und Schweres.

- Da gibt es Krankheiten, die lähmen und fesseln,
- einen Überstieg in einen anderen Beruf,
- da sind Enkelkinder, die das Leben der Großmütter mit Licht und Freude erfüllen, die aber auch ihr Engagement fordern, vor allem, wenn nicht alles immer glatt läuft,
- da bringen längere Krankheiten und die Pflege von Angehörigen, von Eltern Belastungen in das eigene Leben
- und schließlich muss man mit Todesfällen in der eigenen Familie umgehen und Zeit für Trauer finden.

So haben sich auch im Ersten Diakonatskreis Veränderungen ergeben, die zu unterschiedlichen Orientierungen führten.

Vor zehn Jahren hat Ludgera Brinker, eine der Absolventinnen und tragende Säule des Ersten Diakonatskreises, hier mit folgendem Satz des Jesuiten Henry de Lubac ihre kleine Ansprache begonnen: „Nicht die Zukunft zu erraten ist wichtig, sondern zu tun, was die Gegenwart erfordert.“

Im Sinne dieses Satzes sind fast alle Teilnehmerinnen dieses ersten Kurses in den unterschiedlichsten Gebieten diakonisch tätig:

- In der Sorge um Obdachlose,
- als Mediatorin in schwierigen Lebenssituationen,
- als Therapeutin in Rehabilitationseinrichtungen,
- als Mesnerin in einer Kirchengemeinde,
- als Lehrerin in der Schule,

- als Begleiterin in Trauerfällen und Gestalterin von Trauerfeiern,
- als Begleiterin von Senioren und kranken Menschen
- und an vielen anderen Stellen.

Alle diese Frauen haben sich darauf eingelassen zu tun, was ihre jeweilige Situation, ihre Gegen-



20-jähriges Jubiläum des Ersten Diakonatskreises im Rahmen der Mitgliederversammlung

wart, von ihnen erforderte – und die gemeinsame Ausbildung, der gemeinsame Weg, der uns hin und wieder zusammenführt, hat uns im Finden und im Annehmen unserer Aufgaben in der Kirche und mehr noch in Randgebieten der Gesellschaft geholfen.

Deshalb: Dank an Sie alle, die Sie mitgestützt, mitgebetet, mitberaten haben und viel Mut und Zuversicht für die Frauen, die sich auf ihren Weg machen.

Ihnen und uns allen möchte ich einen Satz von Vaclav Havel mit auf den Weg geben: „Hoffnung ist nicht die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht, sondern die Gewissheit, dass etwas Sinn hat – egal wie es ausgeht.“

Sich einzulassen auf die Freuden und Sorgen, auf froh Machendes und auf Leid hat Sinn, weil es uns mit dem Urgrund der Welt, mit Gott und mit unserer eigenen Tiefe verbindet und das Leben annehmen lässt.

In diesem Sinn trägt uns weiterhin die Hoffnung gegen alle Enttäuschungen und frustrierenden Erfahrungen, an denen es in der Kirche heutzutage wirklich nicht fehlt.

Danke für Ihre Geduld.

Hannelore Illchmann

## Initiativen zum Diakonat der Frau

### Forderung nach dem Diakonat der Frau

*Die Frage nach dem Diakonat der Frau ist weiterhin ein zentrales Thema in kirchlichen Kreisen. Auch wenn sie in den vergangenen Monaten durch die Forderung nach der Zulassung von Frauen zu allen Diensten und Ämtern in den Hintergrund getreten zu sein scheint.*

Die Absolventin des Zweiten Diakonatskreises, Angela Repka, konnte im Oktober 2019 bei einer Begegnung mit Bischof Dr. Peter Kohlgraf, an der ca. 50 vom Cusanus Werk geförderte Studierende und (Alt)Cusaner und (Alt)Cusanerinnen teilnahmen, einen thematischen Impuls zum sakramentalen Diakonat der Frau einbringen und damit eine lebhaft Diskussion anstoßen. Sie erklärte: „Im Zusammenhang mit der Ämterfrage möchte ich hier näher auf den sakramentalen Diakonat der Frau eingehen, der mir besonders am Herzen liegt. Einmal, weil ich selbst von 2003 bis 2006 die vom Netzwerk Diakonat der Frau durchgeführte Ausbildung für diakonische Leitungsdienste in der Kirche absolviert habe, bis heute dem Diakonatskreis II angehöre und ein diakonisches Projekt leite. Zum anderen, weil die Frage nach dem Diakonatenamt von Frauen in ihren theologischen, historischen, ökumenischen und anderen Aspekten schon so ausgezeichnet durchdacht und bearbeitet worden ist, dass seine baldige zeitgemäße Wiedereinführung gut möglich wäre. Sogar einige orthodoxe Kirchen haben es uns schon vorgemacht.

Es wäre ein großer und wichtiger Schritt hin zu einer diakonischen und wirklich geschwisterlichen Kirche, zu einer Kirche, die teilt, wie es auch der Pastorale Weg im Bistum Mainz einfordert. Die deutschen Bischöfe könnten hier vorangehen und für ihren Verantwortungsbe- reich in Rom ein entsprechendes Indult erwirken.“

Die ständigen Diakone Österreichs wandten sich im Oktober 2019 anlässlich des 50-Jahr-Jubiläums der ersten Weihe eines Ständigen Diakons an die Österreichische Bischofskonferenz und fordern sie auf „zu mutigen Schritten der Erneuerung der Gestalt der Ämter in der Kirche“. In ihrem „Wiener Neustädter Manifest 2019“ erinnern sie daran, dass am Beginn der Wiedereinführung des Ständigen Diakonats durch das 2. Vatikanische Konzil der „Mut zum Experiment“ gestanden habe und „das Vertrauen, dass das Weihesakrament der Not der Zeit entsprechend geöffnet werden muss, wenn die sakramentale und pastorale Versorgung des Volkes Gottes nicht mehr gegeben ist.“

Der auch in Österreich schmerzlich spürbare Priestermangel habe Auswirkungen auf die Diakone, die zunehmend priesterliche Dienste übernehmen müssten und von den Gemeinden zunehmend als „Ersatzpriester“ empfunden würden und auch entsprechend eingesetzt seien.

„Es erfüllt uns mit Sorge, dass die spezifisch diakonale Ausrichtung unseres Weiheamtes Schaden leidet, was bereits jetzt zu einem schleichenden Identitätsverlust für viele Diakone führt und deren diakonische Sendung in Gesellschaft und Kirche verdunkelt“, schrieben die Diakone.

Das diakonale Dienstamt bestehe vor allem in der Anwaltschaft für Menschen, die von der Gesellschaft ausgegrenzt werden und denen auch im pastoralen Wirken in der Kirche mit zu wenig Zuwendung begegnet wird. „Wir Diakone sehen unsere Aufgabe in der Förderung und Begleitung von Menschen, die sich in der pfarrlichen Gemeinschaft für Randgruppen engagieren. (...) Wir Diakone begnügen uns nicht mit einer Aussage der Kirche zur Option für die Armen und Ausgegrenzten, wir leben diese durch unseren selbstlosen ehrenamtlichen Einsatz für betroffene Menschen.“

Weiter heißt es: „Die sakramentale Bestärkung des im wahrsten Sinne des Wortes diakonalen Dienstes von Frauen in vielfältigen pastoralen Bereichen durch den Zugang zum Amt der Diakonin wäre somit ein deutliches Zeichen der Wertschätzung der Frauen in der Kirche“. „Wenn die Kirche nach dem Vorbild Jesu eine dienstbereite Gemeinschaft von Menschen sein und bleiben will, darf sie nicht die Hälfte der Menschen nur wegen ihres Geschlechts von diesem lebenswichtigen Amt der Kirche ausschließen. Wir ständigen Diakone in Österreich sind davon überzeugt, dass diese Öffnung des ständigen Diakonats für Frauen eine nicht länger aufschiebbare Notwendigkeit ist.“

Das Manifest wurde mit 133 Unterschriften von Diakonen und deren Ehefrauen an den für Diakone zuständigen Weihbischof übergeben.

[http://www.diakon.at/Rufzeichen/rz\\_sondernummer\\_2019/Wiener\\_Neustadter\\_Manifest.pdf](http://www.diakon.at/Rufzeichen/rz_sondernummer_2019/Wiener_Neustadter_Manifest.pdf)

## Zwischen Hoffnung und Enttäuschung – Amazonassynode und Synodaler Weg

Während der Amazonassynode wurde von vielen Frauen, aber auch von mehreren Bischöfen deutlich der Wunsch vorgetragen, die Diakoninnenweihe in der katholischen Kirche einzuführen. Prof. Dr. Birgit Weiler, die dem Orden der Missionsärztlichen Schwestern angehört und als vom Papst ernannte Expertin an der Amazoniensynode teilnahm, berichtet:

„[...] Das war in den Konsultationen von vielen Menschen im Amazonasgebiet erbeten worden. Darauf ist mit Nachdruck hinzuweisen angesichts von Kritiken aus sehr konservativen Kreisen, dass angeblich deutsche Priester und Bischöfe diese Gedanken in das Arbeitsdokument für die Synode eingetragen hätten. Dem ist nachweislich nicht so.

Im **Schlussdokument** fällt auf, dass der Textabschnitt zum Frauendiakoniat sehr vorsichtig formuliert ist. Dies war ein nötiges Zugeständnis, um sicherzustellen, dass dieser Abschnitt überhaupt im Schlussdokument erscheint. Es ist der Artikel, der nach dem Abschnitt über die verheirateten Priester die meisten Gegenstimmen zu verzeichnen hatte, aber dennoch etwas mehr als die erforderliche Zweidrittelmehrheit erhielt. Wir Frauen haben getrennt davon ein Gesuch an den Papst gestellt, die Frage des Frauendiakonats weiterzuführen. [...]“

<https://www.feinschwarz.net/wenn-der-fluss-ueber-die-ufer-tritt-ueber-die-gerade-abgeschlossene-amazoniensynode/>

In seiner **Ansprache zum Abschluss der Synode** erkannte **Papst Franziskus** an, dass die stärkere Rolle der Frau in der Kirche generell und in Amazonien im Besonderen ein großes Thema der Synode war. Er gab zu verstehen, dass er sich wünscht, dass den Frauen noch viel mehr Raum in der Kirche gegeben wird und ihr Beitrag weit über die Funktionen hinausgeht, die sie ausüben. Am 26. Oktober 2019 sagte Papst Franziskus:

„Ich nehme die Bitte auf, die Kommission wieder zu berufen oder vielleicht sie mit neuen Mitgliedern zu eröffnen, um weiter zu forschen, wie in der frühen Kirche ein ständiges Diakoniat (sc. von Frauen) existiert hat. [...] Ich werde mit der Kongregation für den Glauben dafür sorgen und neue Personen in diese Kommission aufnehmen. Ich nehme den Handschuh auf, den Sie mir zugeworfen haben: ‚Wir wollen gehört werden‘. Ich nehme den Handschuh auf. Es zeigen sich einige Dinge, die reformiert werden

müssen: die Kirche muss sich ständig reformieren. [...]“

Was ist die Frau? Ist das etwa ungewiss? In der Weitergabe des Glaubens, in der Bewahrung der Kultur. Ich möchte nur das unterstreichen. Uns wurde noch nicht die Rechnung dessen präsentiert, was die Frau in der Kirche bedeutet. Und wir haben uns bisher nur mit dem funktionalen Teil befasst [...] Aber die Rolle der Frau in der Kirche geht weit über alle Funktionalität hinaus, und das muss weiter behandelt werden. Weit darüber hinaus.“

Übersetzung aus dem Spanischen P. Hünermann; vgl.

[http://www.vatican.va/content/francesco/es/speeches/2019/october/documents/papa-francesco\\_20191026\\_chiusura-sinodo.html](http://www.vatican.va/content/francesco/es/speeches/2019/october/documents/papa-francesco_20191026_chiusura-sinodo.html)

Mit diesen Aussagen waren große Erwartungen an das Nachsynodale Schreiben von Papst Franziskus geweckt worden. Jetzt liegt das Apostolische Schreiben QUERIDA AMAZONIA vor.

[http://www.vatican.va/content/francesco/de/apost\\_exhortations/documents/papa-francesco\\_esortazione-ap\\_20200202\\_querida-amazonia.html](http://www.vatican.va/content/francesco/de/apost_exhortations/documents/papa-francesco_esortazione-ap_20200202_querida-amazonia.html)

Viele der hochgespannten Erwartungen, dass der Weg zu kirchlichen Reformen geöffnet werde, haben sich nicht erfüllt. Das Kapitel über die Kirche ist insgesamt enttäuschend. Das betrifft nicht nur, aber auch das vorgetragene Priesterbild und die Festlegung auf die Christusrepräsentanz durch Männer. Sehr enttäuschend ist auch der Abschnitt **„Die Kraft und die Gabe der Frauen“** (99–103). Hier wird ein Frauenbild vorgelegt, das – zumindest in westlichen Kulturen – längst überholt ist und bei vielen Frauen im 21. Jahrhundert Unverständnis und Ärger hervorruft.

Vielleicht können bei aller Enttäuschung zwei Textbeobachtungen einen **Weg für eine konstruktive Weiterarbeit** öffnen:

Das **Thema Diakoniat der Frau wird mit keinem Wort erwähnt**. In der Eingangsbemerkung über den Sinn des Schreibens betont der Papst, er habe die Wortmeldungen auf der Synode gehört und die Beiträge der Arbeitsgruppen mit Interesse gelesen. Er stellt fest: „So werde ich hier nicht alle Fragen entfalten, die im Schlussdokument ausführlich dargelegt wurden. Ich habe auch nicht vor, es hiermit zu ersetzen oder zu wiederholen. Ich möchte nur einen groben Rahmen für die Reflexion bieten, um in der Wirklichkeit Amazoniens einer Zusammenschau einiger großer Anliegen konkret Gestalt zu geben, die

ich schon in meinen früheren Dokumenten aufgezeigt habe und die eine Hilfe und Orientierung für eine harmonische, schöpferische und fruchtbare Rezeption des ganzen synodalen Weges sein kann.“ (2) „Gott gebe es, dass sich die ganze Kirche von dieser Arbeit bereichern und anregen lässt, dass sich die Hirten, die gottgeweihten Männer und Frauen und die gläubigen Laien in Amazonien um ihre Umsetzung bemühen und dass diese Arbeit irgendwie alle Menschen guten Willens inspiriert.“ (4)

**Für das Netzwerk bedeutet das:** Beharrlich und unbeirrt die Forderung nach dem Diakonat der Frau aufrecht zu erhalten und seiner seit Jahren verfolgten Argumentation weiterhin zu folgen.

Ein **zweiter Anknüpfungspunkt** könnte in der Aussage über **„Die Inkulturation der Dienste und Ämter“** zu finden sein. Dort heißt es: „Die Inkulturation muss sich auch auf konkret erfahrbare Weise in den kirchlichen Organisationsformen und in den kirchlichen Ämtern entwickeln und widerspiegeln. Wenn Spiritualität inkulturiert wird, wenn Heiligkeit inkulturiert wird, wenn das Evangelium selbst inkulturiert wird, können wir nicht umhin, auch hinsichtlich der Art und Weise, wie kirchliche Dienste strukturiert und gelebt werden, an Inkulturation zu denken.“ (85)

Die Einführung des Diakonats der Frau in den Ortskirchen, die dies wünschen und auf Grund der pastoralen Notwendigkeiten brauchen, wäre ein solcher Schritt der Inkulturation in Gesellschaften, in denen Gleichberechtigung und Geschlechtergerechtigkeit zur Selbstverständlichkeit geworden sind.

Weitere Anknüpfungspunkte werden sich finden lassen und müssen gefunden werden, damit nicht passiert, was manche Kommentare bereits befürchtet haben: Dass nach QUERIDA AMAZONIA der Synodale Weg in Deutschland zu Ende ist, bevor er mit seiner Arbeit richtig begonnen hat.

Die **erste Synodalversammlung** tagte vom 30. Januar bis 1. Februar 2020 in Frankfurt. Satzung und Geschäftsordnung wurden intensiv diskutiert. Dabei wurden auch die Mitglieder der Synodalforen bestimmt. Sehr zur Freude des Netzwerkes wird Irmentraud Kobusch im 3. Synodalforum „Frauen in Diensten und Ämtern in der Kirche“ mitarbeiten.

In dem Arbeitspapier des vorbereitenden Forums wird der Diakonat der Frau ausdrücklich als eigenes Thema für den „Synodalen Weg“ herausgestellt, das von der Frage nach dem Frauenpriestertum zu unterscheiden ist.

Dort heißt es: „Die Eigenart der Frage nach dem Diakonat der Frau (in Unterscheidung von der Frage der Teilhabe von Frauen auch am Presbyterat und Episkopat) ist vielfach bedacht und begründet worden: Es gibt Zeugnisse in Schrift und Tradition, die belegen, dass es im ersten Jahrtausend im Westen und (länger noch) im Osten Frauen gab, die Dienste (vor allem die Taufassistenz bei erwachsenen Frauen) ausübten, die als das Handeln einer „Diakonin“ bezeichnet worden sind. Es liegen Quellen vor, die eine Segnung und Beauftragung dieser Frauen beschreiben. Umstritten ist aus historischer Perspektive, ob damals im Blick auf die ausgeübten Dienste eine Gemeinsamkeit von Männern und Frauen in der Teilhabe an dem einen sakramentalen Ordo angenommen wurde. Heute stellt sich die Frage, ob es in der Kirche nicht angeraten wäre, **den diakonischen Dienst zu stärken und zu profilieren**. Eine Wiederaufnahme der Tradition der Diakoninnenweihe in Analogie zu Vorgängen in der Orthodoxen Kirche könnte ein wichtiger Schritt sein, die hohen gesellschaftlichen Erwartungen an das diakonische Handeln der Kirche als ein Zeichen der Zeit zu erkennen, das im Sinne der biblischen Tradition aufzunehmen ist. Problematisch erscheint es, wenn Männer im Diakonat in Regelgestalt der Tauffeier vorstehen und in der Eucharistiefeyer das Evangelium verkündigen, Frauen dies jedoch nicht erlaubt ist. Eine Sendung zum diakonalen Dienst ohne sakramentale Qualifizierung wird von vielen Frauen abgelehnt. Es gibt jedoch auch Stimmen in der Weltkirche, die sich für eine Form des Diakonats von Frauen einsetzen, die nicht als eine Teilhabe am sakramentalen Amt gelten kann. Dann wäre mit dieser Beauftragung von Frauen zu diakonischen Diensten nicht die Konsequenz verbunden, Frauen auch für die öffentliche Verkündigung des Evangeliums als berufen zu betrachten.“ (S.12)

[https://www.synodalerweg.de/fileadmin/Synodalerweg/Dokumente/Reden\\_Beitraege/SW-Vorlage-Forum-III.pdf](https://www.synodalerweg.de/fileadmin/Synodalerweg/Dokumente/Reden_Beitraege/SW-Vorlage-Forum-III.pdf)

Aus Sicht des Netzwerkes ist zu wünschen, dass die Synodalversammlung zu dem Ergebnis kommen wird, gemeinsam und einig in Rom die Ermöglichung der Weihe von Frauen zu Diakoninnen für die deutsche Orts-Kirche zu erbitten. Das wäre ein wirkliches Zeichen dafür, dass die Verantwortlichen die drängende Situation erkennen und zu Veränderungen bereit sind.

*Thea Krüger*

## Rizpa

*Eine Aktualisierung der Geschichte in 2 Sam 21,1–14 von Walburga Rüttenauer-Rest.  
Dieser Beitrag setzt die Reihe „Meine Frau in der Bibel“ fort.*

Ich heiße Rizpa. – Ich war eine Nebenfrau des Königs Saul. Meine Pflicht war es, dem König zu gefallen und ihm immer zur Verfügung zu stehen. Als Nebenfrau hatte ich keine Rechte, erst als ich dem König zwei Söhne geboren hatte, stieg ich in seinem Ansehen.

König Saul war ein schwieriger Mann, oft jähzornig und später schwermütig. Er nahm mich kaum noch wahr, umso wichtiger wurden mir meine beiden Söhne. Als sie herangewachsen waren, sah ich sie nur noch selten, denn mit den übrigen Söhnen Sauls gehörten sie nun zum Heeresstab des Königs, der allzu viele Kriege führte. Ständig musste ich um ihr Leben bangen. Dann kam es zu der entscheidenden Schlacht gegen David. Saul, mein Mann, fiel – zusammen mit seinem Lieblingssohn Jonathan.

Ob ich traurig über den Tod meines Mannes war? Ich weiß es nicht mehr, für mich allein zählte, dass meine Söhne den Krieg heil überstanden hatten.

Als Witwe, auch als Witwe eines Königs, war ich nun schutzlos und ohne finanzielle Sicherheit. Schutz und Sicherheit boten mir nur meine beiden Söhne.

Mit Davids Sieg schien Frieden in unser Land einzukehren. Aber dann brach eine Hungersnot aus, die drei Jahre währte. Das Volk begann zu murren. Ein Sündenbock musste her. Was lag König David näher, als die Nachkommen Sauls dafür heranzuziehen. Sie waren ihm wahrscheinlich schon lange ein Dorn im Auge. Vielleicht fürchtete er auch einen Aufstand von ihrer Seite. Mit der Hungersnot hatte er eine triftige Entschuldigung für sein Vorgehen. Er erklärte, es sei Gottes Wille. Keiner erhob Einspruch. So nahm er meine beiden Söhne zusammen mit fünf Enkeln Sauls und ließ sie hinrichten.

Frauen waren bei der Hinrichtung nicht zugelassen, doch nur zu bald erfuhr ich vom Tod meiner Söhne. Ich war wie gelähmt. In meiner ohnmächtigen Trauer konnte ich nicht einmal mehr weinen. Doch plötzlich erfüllte mich eine innere Kraft. Ohne auf Nachbarn und Freunde zu hören, verließ ich die Stadt und ging zum Hinrichtungsplatz. Ich wollte zu meinen Kindern, ich wollte sie sehen, sie in die Arme nehmen, bei ihnen ausharren.

Als Verbrecher hatte man sie hingerichtet und so stand ihnen kein Begräbnis zu. Ich kann nicht

beschreiben, was ich dort sah und was der Anblick der zugerichteten Leichen mit mir machte. Geier kreisten über dem Platz und wilde Tiere hatten sich bereits über die Knochen hermacht. Sie stoben auseinander, als sie mich sahen.

Da lagen meine beiden Söhne. Mit tränenlosen Augen blickte ich über die Hinrichtungsstätte. Es war Erntezeit und die Menschen waren alle auf den Feldern, um wenigstens noch etwas zu ernten. Ich war vollkommen allein hier. Ich hatte Sackleinen mitgebracht. Das legte ich über meine beiden Kinder, fast wie damals, wenn ich abends nach ihnen schaute, ob sie eingeschlafen waren, und sie sorgsam zudeckte, damit sie in der Nacht nicht fröhen. Ich setzte mich neben sie. Als es dunkelte, wollte ich aufstehen und nach Hause gehen, doch da hörte ich schon das Fauchen der wilden Tiere, die es auf die Leichen abgesehen hatten. Nein, ich musste hier bleiben. Ich nahm meinen Gehstock als Waffe zur Hand und horchte in die Dunkelheit hinein. Ich fühlte mich meinen Kindern ganz nahe. Wie ein endloser Film zog ihr Leben vor meinen inneren Augen vorüber. Manchmal fiel ich in einen kurzen Schlaf, doch das leiseste Geräusch weckte mich und ich griff wieder nach meinem Stock.

Wenn meinen Kindern kein Grab zustand, sollten wenigstens die Tiere sich nicht über sie hermachen. Tage vergingen, Wochen, Monate. Treue Nachbarinnen brachten mir heimlich, im Schutz der Dunkelheit etwas zu essen und zu trinken.

Nach fünf Monaten, als sich mein ohnmächtiger aber beharrlicher Protest im Lande herumgesprochen hatte, ließ David sich herab, den Hingerichteten ein Begräbnis zu gestatten.

Ob ich während meiner langen Totenwache an Gott gedacht habe? Und ob. War er nicht der Grund für den Tod meiner Jungen?

So jedenfalls hatte es David verkündet und als dann die Hungerszeit aufhörte, glaubten alle seinen Worten. Ich konnte es nicht glauben. Was sollte das für ein Gott sein? Waren meine Kinder nicht auch Israeliten? Und überhaupt, was können Kinder für ihre Herkunft? War sich David seiner Aussage wirklich so sicher oder missbrauchte er Gottes Namen für politische Zwecke?

Ihr Frauen von heute – kommt euch das nicht bekannt vor? Werden in eurer Welt nicht fast täglich Menschen im Namen Gottes getötet? Demonstrieren nicht in Israel, in Argentinien, in Chile und in vielen anderen Ländern Mütter von verschwundenen oder hingerichteten Söhnen mit stummem Protest, um an ihre Toten zu erinnern und ihnen so ihre Menschenwürde wenigstens im Tod wieder zu geben?

Mit welchen Gedanken geht ihr über eure Friedhöfe? Einen geliebten Menschen durch den Tod zu verlieren, ist sehr schwer zu ertragen.

Aber wenn du zu keinem Grab gehen kannst, wenn du nicht weißt, was mit seinen sterblichen Überresten geschah, glaubt mir, das lässt deine Trauer zu Gram werden, der nicht zur Ruhe kommt.

Ich kann nicht begreifen, dass immer mehr Christen sich anonym beerdigen lassen. Eine normale Beerdigung kostet viel Geld, aber ich habe mein Leben für das Begräbnis meiner Kinder zur Verfügung gestellt.

*Walburga Rüttenauer-Rest*

## **Bericht vom jährlichen Treffen des Zweiten Diakonatskreises**

*Wie intensiv das Gefühl von Zusammengehörigkeit das Leben der Absolventinnen der beiden vorausgegangenen Diakonatskreise auch nach vielen Jahren prägt, zeigt der Bericht vom jährlichen Treffen des Zweiten Diakonatskreises.*

Das Jahrestreffen des Diakonatskreises II fand vom 26. bis 28. Juli 2019 wieder in der Jugendherberge von Leutesdorf bei Koblenz statt. Leider mussten einige Frauen im letzten Moment absagen und so tauschten wir unsere persönlichen Erfahrungen im kleineren Kreis aus. Dann folgten anhand von mitgebrachten Artikeln und anderen Beiträgen intensive Gespräche über die aktuelle Situation der Kirche, den erheblichen Vertrauensverlust wegen der Missbrauchsfälle, die Kirchengaustritte, die Frauenprotestbewegung Maria 2.0, den Synodalen Weg und die daran geknüpften Erwartungen. Wir kamen zu dem

Schluss, dass jede vom Diakonatskreis II, die das möchte, in eigener Verantwortung einen persönlichen Brief an ihren Ortsbischof schreibt, um ihre Sorge, aber auch ihre Hoffnung auszudrücken.

Am Sonntag feierten wir unmittelbar vor der Heim- oder Weiterfahrt eine stärkende und anregende Tischmesse mit einem befreundeten Priester. Wann und wo unser nächstes Jahrestreffen stattfindet, konnte noch nicht festgelegt werden.

*Angela Repka*



*Jahrestreffen des Zweiten Diakonatskreises (einige Teilnehmerinnen fehlen).*

# Kirche – Institution – Amt

## Eine Grundlagenreflexion auf die Ekklesiologie – von Prof. Dr. Peter Hünemann

### Einleitung

Das Netzwerk Diakoniat der Frau engagiert sich für eine diakonische Kirche. Wir setzen uns ein für eine Integration der Frauen in die Ämterstruktur der Kirche, das heißt für uns: Zulassung von Frauen zum Diakoniat. Wir tun dies nicht nur in Bezug auf die Kirche in Deutschland, sondern in Bezug auf die Gesamtkirche. Das ist eine Problematik grundsätzlicher Art, die die Gesamtkirche betrifft.

In der gegenwärtigen Krise wird an uns die Frage gestellt: Warum wollt ihr überhaupt den Diakoniat für die Frau öffnen? Ist es nicht viel sinnvoller, entsprechende Positionen für Laien zu fordern? Sollten die Gemeinden nicht vielmehr von Laiengruppen geleitet werden, statt von ordinierten Amtsträgern? Es gilt doch, den Klerikalismus zu überwinden. Ist die Kirche als Institution nicht etwas Überholtes?

Wir fragen deswegen im Folgenden zunächst:

I. Was heißt Institution und was ist eine Institution?

Im Anschluss daran erörtern wir:

II. Was meint Institution im Blick auf Religionen? Sind Religionen überhaupt Institutionen? Wie steht es um die Kirche?

Im Anschluss stellen wir die Frage:

III. Was sind die institutionellen Gestaltveränderungen, die sich in der Kirche beim Übergang von der Tradition in die Moderne ereignet haben? Unser Referenzpunkt ist dabei das II. Vatikanische Konzil und die folgende Rezeption.

### I. Ein alter Begriff – neu entdeckt

#### 1. Was heißt Institution?

##### Was ist eine Institution?

Das Zweite Vatikanum fand von 1962 bis 1965 statt. Es ist die Zeit, in der eine breite und internationale Diskussion über die Theorie von Institutionen aufbricht.<sup>1</sup> Die Frage nach der Institution ist nicht die Frage einer bestimmten Disziplin. Die Frage nach dem, was Institutionen sind, was ihre Theorie ist, bricht auf in den politischen, kulturellen, ökonomischen, ethischen und philosophischen Wissenschaften, in der Soziologie und der Theologie. Was meint der Terminus

Institution? Der Terminus ist nicht als technischer Terminus einer bestimmten Sache entstanden. Der Terminus *Institution* entstammt der gehobenen Alltagssprache und formuliert eine gemeinsame Erfahrung gemeinsamen Lebens. Diese Erfahrung wird von Jürgen Mittelstraß<sup>2</sup> so beschrieben: Institutionen sind „Modelle des täglichen Tuns und Verhaltens“, Handlungsformen, in denen sich Kooperation und Kommunikation vollzieht, gesteuert von menschlichen Grundbedürfnissen, gegebenenfalls konditioniert von Sanktionen, möglicherweise geregelt durch Gesetze und ethische Normen, gelegentlich veranlasst durch gemeinsame Unsicherheiten des rechten Verhaltens.

Institutionen haben einen über-individuellen Charakter und sind nicht notwendigerweise eingeführt durch Individuen und ihre Entscheidungen. Institutionen repräsentieren den Schlüssel für eine Fülle von ethischen, juristischen, politischen, technischen Normen. Sie generieren normative Werte. Die größte Anzahl von Normen wird im Rahmen von Institutionen gegeben. Institutionen durchziehen alle Dimensionen gesellschaftlichen Lebens.

Während Institutionen umfassende Regelungen komplexer Art zur Verfügung stellen, Werte generieren, definieren Organisationen ihre Ziele, ihre Mitgliedschaften und ihre Organisationsabläufe. Organisationen unterscheiden sich grundsätzlich von Institutionen.

### 2. Warum brechen gerade in der Mitte des 20. Jahrhunderts Fragen nach einer Theorie der Institutionen auf?

Ein kurzer Rückblick auf die Geschichte: In der europäischen Tradition sind die ursprünglichen Institutionen Ehe und Familie, der Staat, die Kirche. Diese Institutionen sind solche Modelle und Formen von Beziehungen, geprägt im lan-

<sup>1</sup> Vgl. Peter I. Berger, Thomas Luckmann, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*, 1966; 21. Auflage 2007.

<sup>2</sup> Vgl. Jürgen Mittelstraß, *Enzyklopädie – Philosophie und Wissenschaftstheorie*, Stuttgart 2004, II, 250: „Institutionen sind solche Muster des Handelns und Verhaltens, die dieses Handeln und Verhalten in konkreten Situationen (wie Muster ihre Nachbildungen) bestimmen und zwar (1) für jedermann in einem bestimmten Handlungs- oder Verhaltenszusammenhang und/oder in einer bestimmten Gruppe und (2) auch dann – z.B. durch Sanktionen, möglicherweise aber auch durch das ‚innere‘ Bedürfnis, sonst eintretende Unsicherheiten des Handelns und Verhaltens zu bewältigen –, wenn Handeln und Verhalten in Einzelfällen diesen Mustern nicht folgen.“

gen Lauf der Generationen, in denen Menschen ihr Leben realisiert haben als Heranwachsende, als Männer und Frauen, als Bürger und Fremde, als Menschen, die eine Beziehung zu Gott als letzte Herkunfts- und Zukunftsreferenz haben. In diesen Institutionen haben sie ihre Stellung in der Gesellschaft und ihre wechselseitige Anerkennung. Diese drei Institutionen haben gewisse Änderungen im Verlauf der Geschichte erfahren, jedoch ihre Grundzüge beibehalten. Sie haben Menschen ermöglicht, ihr tägliches Leben zu orientieren und zu gestalten.

Seit dem Ende des Mittelalters kommt ein wachsender und beschleunigter Spezialisierungsprozess in Gang. Diversifikation und vielfältige Organisation führen zu einer wachsenden Zahl von institutionellen Spezialgestalten.

Wichtige Autoren, die diese Entwicklung der Institutionenbildung nachzuzeichnen versuchen, sind: Maurice Hauriou (1856–1929). Er wird oft als der Gründer der modernen juristisch-philosophischen Theorie der Institutionen betrachtet. Manche greifen hingegen auf Jean-Jacques Rousseau zurück. Bronislaw Malinowski betont die Wechselbeziehung von Institution und Kultur, wobei zur Kultur auch immer das kulturell vermittelte, öffentliche Ethos gehört. Man muss Talcott Parson (The Social System) nennen und zwar im Blick auf die handlungstheoretische Vermittlung der personalen Identität. Niklas Luhmann (Soziale Systeme) setzt hingegen auf die Kommunikationstheorie und bewegt sich damit sehr stark in Reduktionen und Abstraktionen. Arnold Gehlen vertritt in seiner Theorie der Institutionen die Lösung von vitalen Problemen, wie sie bereits bei Tieren auftreten und dort bereits instinktiv geregelt werden.<sup>3</sup> Helmut Schelski, sein Schüler, veröffentlicht eine „Theorie der Institutionen.“

Wilhelm Korff, ein katholischer Theologe, entwirft eine „Theorie der Institutionen. Die ethische Struktur der gesellschaftlichen Lebensform.“<sup>4</sup> Er zeigt auf, dass institutionelle Fehlentwicklungen, Mängel und ungerechte Auswirkungen nicht durch moralische Appelle, sondern nur durch entsprechende institutionelle Änderungen bekämpft werden können. Es gibt strukturelle Sün-

den. In gewissen institutionellen Situationen etwa ist Korruption gar nicht zu eliminieren. Hans Dombois<sup>5</sup> entwirft ein am Institutionenbegriff orientiertes evangelisches Kirchenrecht, während Schelski das Recht grundsätzlich als angewandte Institutionenkunde versteht.

Jede Institution umfasst eine Menge an sehr unterschiedlichen Momenten: praktische und materiale Konditionen, Techniken, ethische Einsichten, religiöse Momente etc. Aufgrund dieser Komplexität erliegen Institutionen einem ständigen geschichtlichen Veränderungsprozess, der aber die Institution als solche nicht wesentlich verändert, vielmehr Teil ihrer eigenen Entwicklung ist. Auf der anderen Seite kann es zu substantziellen Veränderungen der gesamtgesellschaftlichen Situationen durch epochale Veränderungen der Kultur kommen. Man denke etwa an die Entwicklung modernen Industriegesellschaften und ihre Auswirkungen.<sup>6</sup> Es entstehen damit neue Züge in den Institutionen. Diese müssen ausgesprochen und gesellschaftlich anerkannt werden. Andernfalls droht die Gefahr des Beibehaltens einer „überholten“ Gestalt von Institutionen. Ebenso droht die Gefahr utopischer Innovationen, die keine Rücksicht auf konkrete Realisierungsmöglichkeiten nehmen. Schwer wiegende gesellschaftliche Machtkämpfe sind die Folge. Denken Sie etwa an die Klassenkämpfe in der frühen Zeit der Industrialisierung unter den Stichworten: „Arbeit“ – „Kapital“ und die Verfestigung dieser Polarität im Ost- und Westblock.

## II. Religion und Kirche – Institutionen?

### 1. Der institutionelle Charakter von Religion

Wenden wir uns schließlich dem abschließenden Fragekomplex nach Religion und Kirche zu. Die erste Frage: Haben Religionen einen institutionellen Charakter?

Die Religionswissenschaften entstehen im Gegensatz zur Theologie erst im 19./20. Jahrhundert. Die Geschichte dieser Disziplin ist gekennzeichnet durch eine lange Liste von Versuchen, den gemeinsamen Charakter von Religionen und die spezifischen Unterschiede zu bestimmen. Aufgelistet werden die autochthonen Religionen der Ethnien in Afrika, der Schamanismus, die alten Religionen des Mittelmeerraumes, wie die ägyptische, die griechischen und

3 Vgl. H. Dubiel, *Institution, Historisches Wörterbuch der Philosophie, HWPH, IV, 418–424*

4 Vgl. *Handbuch der christlichen Ethik*, hrsg. von Anselm Hertz, Wilhelm, Korff, Trutz Rendtorff, Hermann Ringeling, Freiburg i.Br. 1978, I, 128

5 Vgl. Hans Dombois, *Das Recht der Gnade, ökumenisches Kirchenrecht, Bd. 1–2, Witten 1969*

6 Jürgen Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt, 2009.*

römischen Mythen, die Monotheistischen Religionen: Judentum, Christentum, der Islam, ferner der Hinduismus mit seiner langen Geschichte, Buddhismus und seine reich differenzierten Zweige. Zu den neueren Religionen werden in Japan zahlreiche Sekten gezählt, Scientology in den USA etc. Was ist hier das Gemeinsame? Gerardus van der Leeuw hat Religionen in einer phänomenologischen Weise zu fassen gesucht. Rudolf Otto hat dasselbe im Ausgang vom „Heiligen“, eine Phänomenologie des „tremendum“ und des „fascinatum“ versucht. Alle diese Versuche haben sich nicht durchgesetzt. Es wurde kein gemeinsamer Nenner oder Denominator gefunden. Erst in den zurückliegenden Jahren hat Hermann Lübbe den Vorschlag präsentiert, Religion sei die Form der „Kontingenzbewältigung“. D.h. alle Religionen setzen ein Extra, ein Jenseits, eine Transzendenz voraus, die schlechthin außer jeglicher Disposition des Menschen ist, in einer absoluten Weise „von außen“ an ihn herantritt und sich selbst dem Griff des Menschen völlig entzieht.

Religionen zeichnen sich folglich dadurch aus, dass sie die Kontingenz, das absolute Mysterium des Daseins von Welt und Mensch, ihre Unselbstverständlichkeit nicht etwa auflösen, sondern in eine *bedeutungsvolle* verwandeln.

Religion unterscheidet sich deswegen von Weltanschauung. Weltanschauungen wie z.B. die „wissenschaftliche Weltanschauung“ oder die „Weltanschauung des Faschismus“ bzw. die „Weltanschauung des Marxismus“ unterscheiden sich wesentlich von Religionen. Weltanschauungen lassen keine Selbstkritik zu. Sie definieren sich als sich selbst genügende Sichten der Welt. Sie unterscheiden sich deswegen vom Dialog der Religionen. Religionen haben sich etwas zu sagen, weil sie insgesamt mit der Kontingenzbewältigung zu tun haben und sich wechselseitig ihren bedeutungsvollen Umgang mit der Kontingenz zu bezeugen haben. Diskussionen vom Standpunkt der Weltanschauungen enden entweder mit dem Sieg oder der Niederlage. Wenn Religionen mit dem Ziel des Sieges oder der Niederlage einen Dialog miteinander aufnehmen, dann behandeln sie sich wechselseitig als Weltanschauungen. Das ist ein modernes Urteil aufgrund der vorausgesetzten Charakteristik von Religion in der modernen Welt.

## 2. Die Kirche – eine Institution?

In der exegetischen Diskussion wurde im 19./20. Jahrhundert immer wieder mit Nachdruck

behauptet: Jesus hat die Kirche nicht begründet. Diese These wurde in der evangelischen Forschung am Ende des 19. Jahrhunderts entwickelt. Gegenüber Adolf von Harnack formulierte Alfred Loisy, der berühmte und dann als Ketzer verurteilte französische katholische Exeget: „Jesus verkündigte das Reich Gottes und gekommen ist die Kirche.“ Die katholische, antimodernistische Gegenargumentation sah unter wissenschaftlich-exegetischen Aspekten reichlich unbeholfen aus. Wo hat Jesus – nach den Evangelien – seine Intention kundgetan? Wo hat er den Grundriss seiner zu gründenden Kirche vorgezeichnet? Die Antworten halten kritischen Fragen nicht stand. De facto gibt es aber offensichtlich eine sehr starke Verbindung zwischen dem öffentlichen Wirken Jesu und der nachösterlichen Gemeinschaft der Glaubenden.

Michael Theobald hat dieser Problematik – in der Nachfolge von Bultmann und Rahner – eine umfassende Studie gewidmet.<sup>7</sup> Ich beziehe mich hier auf den Kern seiner exegetischen Analyse: Jesu Verkündigung, seine Heilungen, sein ganzes Verhalten, seine Beziehung zu den Jüngern und den zahlreichen Hörern seiner Botschaft ist der Beginn eines institutionalen Prozesses, den er selbst in seinem Lebensweg und in seiner Passion „verkörpert“ und somit „ist“.

Einige Hinweise dazu: Nach Mk 1,17f. ruft Jesus seine ersten Jünger auf, ihm zu folgen: „Kommt, folgt mir nach! Ich will euch zu Fischern von Menschen machen. Und sogleich verließen sie ihre Netze und folgten ihm.“ Indem sie Jesus folgen, seinen Weg mitgehen, sind und werden sie gefordert, diesen Weg über alle Institutionen zu stellen, in denen sie sich sonst bewegen und ihre Identität haben: über die Familienbande, ihren beruflichen Lebenserwerb, ihre Zugehörigkeit zum Alltag ihres Volkes hinaus. „Wer ist meine Mutter, wer sind meine Brüder und Schwestern? Wer den Willen meines Vaters tut, ist mir Bruder, Schwester und Mutter.“ Petrus stellt fest, sie hätten alles verlassen und sind ihm nachgefolgt. „Was wird uns dafür zuteil?“ „Das Hundertfache!“ Jesus eröffnet ein neues Miteinander im „Reiche Gottes“, eine umfassende und alles übersteigende Gemeinsamkeit und damit Verhaltensweisen, die im Weg Jesu in die Passion und die damit verknüpften Verheißungen Gestalt annehmen. Man muss hier von einer

<sup>7</sup> Michael Theobald (das Manuskript ist zur Veröffentlichung in der Zeitschrift für Kirche und Theologie im Verlag Mohr/Siebeck eingereicht.)

personalen Institutionalisierung sprechen, in Analogie zu einem charismatischen Geschehen<sup>8</sup>.

Mt beschließt sein Evangelium (28,18–20) mit dem Wort des Auferstandenen: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Geht also hin und macht zu Jüngern alle Völker und tauft sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehrt sie alles halten, was ich euch gesagt habe. Seht, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt.“

Durch die personale Institution, ihr Sein in Christus, erhalten die Glaubenden einen neuen Status: Sie sind Söhne und Töchter Gottes des Vaters, sie teilen mit Jesus Christus, dem Sohn Gottes, das ganze Erbe Gottes. Die Taufe ist das konstitutive Zeichen ihres neuen Daseins im Glauben an Jesus Christus. Die Eucharistie ist das Band der Gemeinschaft mit Christus, vollzogen als kommunikative Handlung. In diesem Sinn sprechen die Kirchenväter vom „Christus totus“, Paulus von Christus: Haupt und Gliedern des einen Leibes.

Die christologische Institution prägt die Struktur der Kirche. Christus ist und bleibt der Grundstein. Er ist und bleibt das Haupt der Institution. Er ist der eigentlich Handelnde in dieser Gemeinschaft. Innerhalb dieser Institution gibt es verschiedene Charismen und unterschiedliche Dienste der Glaubenden, die in Christus und im Geiste Christi zu vollziehen und für die Kirche dienlich sind. Paulus zählt im 1. Korintherbrief solche Gaben und Dienste auf. Sie alle haben zur Aufgabe, die Institution Kirche zu fördern, ihre Sendung auszuprägen. Ihre Funktionen sind verschieden. In den neutestamentlichen Schriften werden Episkopen (Bischöfe, wörtlich Aufseher), Presbyter (Priester, wörtlich Älteste) und Diakone, Diakoninnen (wörtlich Diener, Dienerinnen) genannt.

Nach dem II. Vatikanischen Konzil (Lumen gentium 18) werden diese Dienste wie folgt beschrieben: „Christus, der Herr, hat, um das Volk Gottes zu weiden (pascendum) und ständig zu mehren, in seiner Kirche verschiedene Dienste eingesetzt, die sich auf das Wohl des ganzen Leibes richten. Denn die Diener, die über heilige Vollmacht verfügen, dienen ihren Brüdern, damit

alle, die zum Volk Gottes gehören und sich daher der wahren christlichen Würde erfreuen, zum Heil gelangen, indem sie frei und geordnet auf dasselbe Ziel hin zusammenwirken.“ Die Dienste sind *in der Kirche* eingesetzt. Sie begründen die Kirche nicht allererst. Ihre Vollmacht haben sie durch Christus selbst, um für die Einheit der Kirche bzw. des Volkes Gottes und ihr geordnetes Zusammenwirken zu sorgen. Niemand kann sich diese Vollmacht einfach nehmen. Die Bestellung zu diesem Dienst setzt Kandidaten „voll Geist und Weisheit“ (Apg 6,3) voraus, die im Konsens (Apg 6,5) von den Autoritäten, d.h. den Aposteln durch Handauflegung bestellt werden. Ihre Sendung und ihr Wirken haben die ganze Breite des Heils der Menschen im Auge zu halten (Apg 6,1). Von daher die Verschiedenheit der Dienste. LG 18 drückt diese Sachverhalte und ihren Zusammenhang in gelegener Weise aus.

### III. Zur heutigen Gestalt von Kirche

Wenn die Kirche eine Institution ist und Institution eine konkrete geschichtlich-prozessuale Größe ist, lautet die Frage: Was hat sich in der *Gestalt* der Institution Kirche, d.h. in der *Organisationsform* des christlichen Lebens geändert und welche Veränderungen stehen deswegen heute an und müssen realisiert werden?

Geändert hat sich nicht der christologische Charakter der Institutionenbildung selbst. Da Religion als Institution die tiefste Aporetik menschlichen Daseins thematisiert, welche eine Orientierung für alle übrigen Institutionen und Organisationen bereitstellt, fragt sich: wie hat Kirche als Institution ihre Stellung in Bezug auf die anderen Religionen und die anderen Institutionen heute bestimmt?

Das II. Vatikanische Konzil hat eine solche Neubestimmung vollzogen durch seine Konstitutionen *Dei verbum*, *Lumen gentium*, *Sacrosanctum concilium*, *Gaudium et spes*, die Dekrete und die Erklärungen. Die neuen Umrisse zeigen sich klar, wenn man vom Trienter Konzil (1545–1563) ausgeht.

#### 1. Die Absetzung vom Kirchenbild von Trient und der nachtridentinischen Zeit

Das tridentinisch und nachtridentinische Kirchenbild ist geprägt von der starken Symbiose von Staat und Kirche, die mit der konstantinischen Wende einsetzt und in vielen Spielarten im Osten und im Westen maßgeblich ist. Diese Symbiose existierte 1700 Jahre. Die Kirche rückt

<sup>8</sup> Vgl. Max Weber, *Soziologie der Herrschaft*, in: *Ders., Wirtschaft und Gesellschaft*, Bd. I, Köln 1956. Zusammenfassung siehe Reinhard Bendix, *Autorität I, Staatslexikon*, 7. Auflage, Freiburg 1985, 496–498 (*Charismatische Herrschaft*).

mit der konstantinischen Wende in eine gesellschaftliche Stellung ein, die ihre Gestalt in der Folge in vielfacher Weise prägt. Zur Veranschaulichung:

Im Dekret über den Ordo geht das Trienter Konzil von der Überzeugung aus, dass es in der Menschheit überall Priester gibt, die wesentlich für den öffentlichen Kult und die Opfer verantwortlich sind. „Opfer und Priestertum sind nach Gottes Anordnung so verbunden, dass es *in jedem Bunde beides*<sup>9</sup> gibt. Da also die katholische Kirche im Neuen Testament das heilige Opfer der Eucharistie aufgrund der Einsetzung des Herrn sichtbar empfangen hat, muss man auch bekennen, dass es in ihr ein neues sichtbares und äußeres Priestertum gibt, in welches das alte überführt wurde.“<sup>10</sup>

Die starken Kontrastierungen der Neutestamentlichen Schriften gegenüber den Alttestamentlichen Opfern werden gar nicht gesehen.<sup>11</sup> Zur Religio vera<sup>12</sup> gehören das wahre Opfer und das wahre Priestertum. Diese wahre Religion hat sich durchgesetzt und ist jetzt Staatsreligion. Dass damit zahlreiche Momente der Gestalt von der römischen Religion übernommen werden<sup>13</sup>, zeigt sich in vielen kleinen Zügen:

Die Bischöfe werden zu staatlichen Würdenträgern. Sie genießen öffentliche Privilegien, weil sie für den Staatskult zuständig sind. Das zeigt sich nicht zuletzt in äußerlichen Gebräuchen. Heidnische Priester waren verheiratet, hatten sich aber zu enthalten, wenn sie Dienst taten. Bald gilt, dass Bischöfe – zumeist verheiratet bevor sie Bischöfe wurden – als Bischöfe *völlig enthaltsam* leben sollen. Wenn Benedikt, papa emeritus, sich auf diesen *institutionellen Zölibat* (d.h. nicht einen frei gewählten Zölibat um des Himmelreiches willen) für Bischöfe als Praxis der patristischen Kirche beruft und dies auf neutestamentliche Texte zurückführen will (und von daher dann auch für den institutionellen Zölibat

für die Sacerdotes heute votiert), dann übersieht er die heidnischen Wurzeln dieser Praxis. Diese Regelung setzt sich in den östlichen und der westlichen Kirche für Bischöfe durch. Von dem ersten Millennium ab, mit dem Aufkommen der Priestermonche, wird diese Praxis für alle Presbyter postuliert. In der Praxis setzt sich der Zölibat aber vor allem in den Städten durch. In den zahlreichen ländlichen Gebieten sind die Pfarrer überwiegend verheiratet.<sup>14</sup> Das zeigen etwa die Berichte der päpstlichen Legaten nach dem Trienter Konzil, die die Einhaltung der Bestimmungen von Trient überprüfen sollen.

Mit diesem Befund soll keineswegs die Hochschätzung des zölibatären Lebens in der apostolischen Kirche durch Paulus etwa herabgemindert werden. Aber Paulus bezeugt ausdrücklich, dass es zu dieser Frage kein verbindliches Herrenwort gebe. (Vgl. 1 Kor 7 im Ganzen). Wohl aber spricht der Herr selbst von der Möglichkeit, um des Himmelreiches willen zölibatär zu leben.

Aber erst vom 4. Jahrhundert ab spricht man nicht mehr von den Presbytern, die weitgehend beratende Funktionen wahrnahmen, sondern von den Sacerdotes. Augustinus etwa wird als Presbyter mit der sonntäglichen Predigt beauftragt und Aurelius, der Bischof von Hippo, der ihm diesen Auftrag gibt, wird von seinen Mitbischöfen in Nordafrika deswegen noch heftig angegriffen. Der Papst hört davon und schickt ebenso an die römische Kirchenprovinz einen Rundbrief, der den Bischöfen einschärft, sie hätten am Sonntag zu predigen, nicht die Presbyter. Aber die Entwicklung lässt sich nicht aufhalten. Es bildet sich langsam eine feudale Struktur in der Kirche aus: Kleriker und Laien stehen sich gegenüber. Dies spitzt sich im Mittelalter nochmals zu.

Vom Mittelalter ab, d.h. veranlasst durch Petrus Lombardus – dessen Sentenzen zum Schulbuch zunächst der Pariser Kathedralschule, später dann zum Schulbuch der verschiedenen Kathedralschulen und der theologischen Fakultäten werden –, verbindet sich die Lehre, dass

9 Es ist zu beachten, dass die Geschichte der Alttestamentlichen Bundesschlüsse mit Adam und Eva und dem nachfolgenden Noah-Bund beginnt.

10 Denzinger-Hünemann (DH), *Enchiridion Symbolorum* 1764.

11 Die Differenz von Sacerdos und Presbyter wird nicht mehr beachtet. Es spielt keine Rolle mehr, dass lediglich Jesus Christus selbst als Hiericus bezeichnet wird und lediglich vom Volk Gottes als einem königlichen Hierateuma (Priestertum) gesprochen wird.

12 Augustinus spricht in dieser Weise ab der Wende vom 4. zum 5. Jahrhundert.

13 Ich wähle im folgenden Momente aus, die uns in Rahmen unserer Fragestellung besonders interessieren.

14 Nach dem „Kirchenrecht“ Karls d. Gr. wird festgesetzt, dass eine Pfarrei nur dort errichtet werden darf, wo eine Ortschaft zwei durchschnittlich große Bauernhöfe zur Verfügung stellen kann: Einen Hof zur Finanzierung der Pfarrkirche und ihrer Ausrüstung mit liturgischem Gerät und den notwendigen Liturgischen Büchern, einen Hof für den Unterhalt des Pfarrers. Die Bewirtschaftung ging zu Lasten des Pfarrers. Das war nicht ohne eine größere Familie mit Frau und Kindern (vielleicht einigen Knechten oder Mägden) möglich.

Frauen grundsätzlich nicht ordiniert werden können. Sie dürfen – nach der mittelalterlichen Schöpfungsordnung – Männern als Diakoninnen oder gar Priesterinnen nicht vorgeordnet werden. Dabei spielen hinein die griechischen Naturwissenschaften: Der männliche Same ist das alleinige aktive Prinzip menschlicher Zeugung, die Frau ist lediglich Empfangende. Hinzu kommt eine Fehlinterpretation des zweiten Schöpfungsberichtes<sup>15</sup>: Die Frau sei lediglich zur Hilfe für den Mann von Gott geschaffen und damit nachgeordnet. Sie habe auch zuerst gesündigt. Interessant ist dabei, dass bis zur Hochscholastik und der Durchsetzung der Lehre des Petrus Lombardus Frauen de facto zu Diakoninnen ordiniert worden sind, sowohl im Bereich der Ostkirchen als auch im Bereich der römisch-katholischen Kirche – wie die Karthäuserinnen oder Radegund, die Frau Chlodwigs des Frankenkönigs.

## **2. Das Zweite Vatikanum bietet eine gelungene Lösung**

Wenn oben, am Ende des Abschnittes II., auf das II. Vatikanum als eine gelungene Lösung zur Beantwortung der Frage nach der heutigen Gestalt von Kirche als Institution verwiesen wird, dann ist diese Antwort abschließend zu begründen. Wo und wie setzt das II. Vatikanum die Eckpunkte für eine neue Bestimmung der nachtridentinischen Gestalt von Kirche als Institution? Im Kontext unserer Frage nach dem Diakonot der Frau kann man auf folgende Momente hinweisen:

Das II. Vatikanum bestimmt Kirche als *Mysterium* – und zwar als Mysterium, das das Mysterium Christi widerspiegelt.

Damit wird Kirche und auch ihre Gestalt wesentlich von ihrem Geheimnischarakter her verstanden. Durch diesen Geheimnischarakter entzieht sie sich prinzipiell jeder Reichweite der Vernunft als erfassender Kraft. Kirche kann nur im Glauben und durch die Offenbarung Gottes aufgehen. Zugleich aber wird damit die mit dem Menschsein gegebene Grundfrage geklärt: Jene Frage, die der MENSCH – unbeantwortbar für sich selbst – IST. Es ist die Frage, die sich im Vollzug von Menschsein immerfort stellt. Er lebt aus einem ihm schlechthin entzogenen Grund, der ihm in und durch Jesus Christus als göttliche Zuwendung und göttliche Huld aufgeht.

Mit diesem Verständnis wird eine Deutung der Offenbarung in Satzwahrheiten bzw. in kategorialen Verhaltens- und Handlungsbestimmungen, wie sie in der tridentinischen und nachtridentinischen Gestalt von Kirche enthalten waren, gereinigt.

Auf der anderen Seite wird die Tür geöffnet für unterschiedliche geschichtliche Gestalten, die den kulturellen Verstehens- und Verhaltensformen der Menschen korrespondieren. Dabei geht es um jene fundamentalen Verstehens- und Verhaltensformen, die für das Menschsein des Menschen in den unterschiedlichen Situationen unerlässlich sind.

Man kann sich diese schwierig klingenden Sätze leicht verdeutlichen, wenn man an die Amazonas-Synode denkt. Hier gibt es Ethnien, die gänzlich andere Lebensformen besitzen als Bevölkerungen in den Industrienationen und jenen Bevölkerungsgruppen, die die digitale Welt und die künstliche Intelligenz vorantreiben. Dabei sollen die Ministri der Kirche die Einheit und das geordnete Zusammenwirken, die „conspiratio“ der Glaubenden in den Ethnien und den Bevölkerungsgruppen der „digitalen Welt“ befördern und ermöglichen. Man ersieht, dass es nicht um eine Anpassung an den Zeitgeist geht. Es geht um eine Einbeziehung und Differenzierung der Zeichen der Zeit. Es ergibt sich kein Relativismus oder ein beliebiger Partikularismus. Es handelt sich um eine adäquate Verkündigung und Praxis des Evangeliums, um ein angemessenes „aggiornamento“.

Damit aber wird für die heutige geschichtliche Gestalt der Kirche der Aufgang jener Züge des Menschseins maßgeblich, die für die Artikulation des Menschseins des Menschen in unserer Epoche unerlässlich ist. Das betrifft das grundsätzlich gleiche Menschenrecht von Mann und Frau. Eine solche Aussage wäre völlig missverstanden, wenn daraus die Beliebigkeit der institutionellen Eigenarten gefolgert würde, z. B. durch die Vernachlässigung der grundsätzlichen Legitimierung der verschiedenen Dienste von Jesus Christus her. Gott hat uns nicht zu „Anarchie“ erlöst, wo jeder seine Kirche „machen kann“, sondern zu seiner Liebe, in der wir zur Einheit im Glauben finden.

<sup>15</sup> Vgl. u.a. die Stellungnahme von Johannes Paul II, *Mulieris dignitatem*, DH 4831.

## #Junialinitiative – Einsatz für die sakramentale Sendung von Frauen

Der #Junialinitiative gehören engagierte Katholik\*innen aus Gemeinschaften und Gemeinden, Priester, Ordensober\*innen und Ordensbrüder an. Die #Junialinitiative erkennt und anerkennt die Berufung von Frauen und setzt sich für eine Sakramentenpastoral und ein kirchliches Amtsverständnis ein, die auf die Menschen von heute reagieren.

Pressemitteilung 3. Oktober 2019 Engagierte Menschen aus Pfarreien und Gemeinschaften sowie Ordensfrauen und Seelsorger\*innen, die sich in den sakramentalen Dienst der Kirche stellen möchten, haben sich zur #Junialinitiative zusammengeschlossen. Gemeinsam setzen sie sich für eine sakramentale Sendung von Frauen\* ein. Am 17. Mai 2020, am Festtag der Heiligen Junia, schlagen Pfarreien und Gemeinschaften ihren Bischöfen bewährte und berufene Frauen\* zur sakramentalen Sendung vor. Diese Seelsorger\*innen und Ordensfrauen wiederum bekennen ihre Bereitschaft zur Sendung.

Die #Junialinitiative wurzelt in den guten Erfahrungen, die Menschen seit Jahrzehnten mit bewährten Frauen\* im kirchlichen Dienst gemacht haben. Pfarreimitglieder und Ordensangehörige erkennen, dass Frauen\* zu sakramentaler Sendung berufen sind, die bislang Männern\* vorbehalten ist. Mit ihrem Einsatz für die sakramentale Sendung von Frauen\* geht die Initiative Schritte der Veränderung, die angesichts der jüngsten Erschütterungen der Kirche mehr als notwendig sind: Gleiche Würde muss zu gleichen Rechten führen. Unsere Kirche wird

schöner und glaubwürdiger, wenn Frauen\* gleichberechtigt einbezogen werden.

Die #Junialinitiative lädt insbesondere Pfarreien und Gemeinschaften dazu ein, zu einer sakramentalen Sendung berufene Frauen\* zu erkennen und sie mit ihrem Einverständnis am 17. Mai 2020 den Bischöfen zur Sendung vorzuschlagen. In seinem „Brief an die Gemeinde von Rom“ richtet Paulus Junia besondere Grüße aus: Sie gehört zu seinem Volk, war mit ihm im Gefängnis und ragt unter den Aposteln hervor (Röm 16,7). Ab dem 13. Jahrhundert wurde Junia zu Junias gemacht und damit die Tatsache verschleiert, dass es sich bei dieser herausragenden Persönlichkeit um eine Frau handelte. Die neue Einheitsübersetzung hat sich zu diesem Fehler bekannt und die Apostelin Junia wieder als Frau kenntlich gemacht. Ihr Festtag wird zu einem Tag, an dem wir feiern, was aus unserer Kirche werden kann: Volk Gottes.

[www.junialinitiative.com](http://www.junialinitiative.com)

Kontakt: [info@junialinitiative.com](mailto:info@junialinitiative.com) / 078 621 43 54

*Der \* steht für eine inklusive Sprache, damit sich alle Menschen angesprochen fühlen, die sich unserer Initiative anschließen möchten.*

## Der Vorstand des Netzwerks

Gabriele Greef

Adolf-Kolping-Str.48, 74743 Seckach

Tel. 06292 1317

[gabrielegreef@hotmail.de](mailto:gabrielegreef@hotmail.de)

Dr. Stefanie Heller

Sandäcker 3, 91336 Heroldsbach

Tel. 09190 994186

[fs.heller@web.de](mailto:fs.heller@web.de)

Prof. Dr. Peter Hünermann

Engwiesenstr. 14, 72108 Rottenburg-Oberndorf

Tel. 07073 3725

[peter.huenermann@uni-tuebingen.de](mailto:peter.huenermann@uni-tuebingen.de)

Hannelore Illchmann (kooptiertes Mitglied)

Gustav-Freytag-Weg 20, 88239 Wangen i.A.

Tel: 07522 7075087

[Hanne.illchmann@web.de](mailto:Hanne.illchmann@web.de)

Irmentraud Kobusch (Vorsitzende)

Schattbachstraße 46, 44801 Bochum

Tel. 0234 707237

[irmentraud.kobusch@web.de](mailto:irmentraud.kobusch@web.de)

## Impressum

### Herausgeber

Netzwerk Diakoniat der Frau

c/o Bundesgeschäftsstelle des KDFB

Kaesenstraße 18, 50677 Köln

Tel. und Fax: 0221 860-9244

E-Mail: [netzwerk@diakoniat.de](mailto:netzwerk@diakoniat.de)

Internet: <http://www.diakoniat.de>

### Bankverbindung

Stadtsparkasse Münster

IBAN: DE44 4005 0150 0014 0072 31

BIC: WELADEDIMST

### Redaktion und Layout

Anne Henze

Flamingoweg 6, 73434 Aalen

Tel. 07361 558307

E-Mail: [pinwand@diakoniat.de](mailto:pinwand@diakoniat.de)

**Erscheinungsweise:** Zweimal jährlich.

Die nächste Pinwand wird im August 2020 erscheinen.

**Redaktionsschluss:** 30. Juni 2020.

Artikel, die namentlich gekennzeichnet sind, geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

**Aktualität der angegebenen Links:** 16. März 2020